

S a g e n

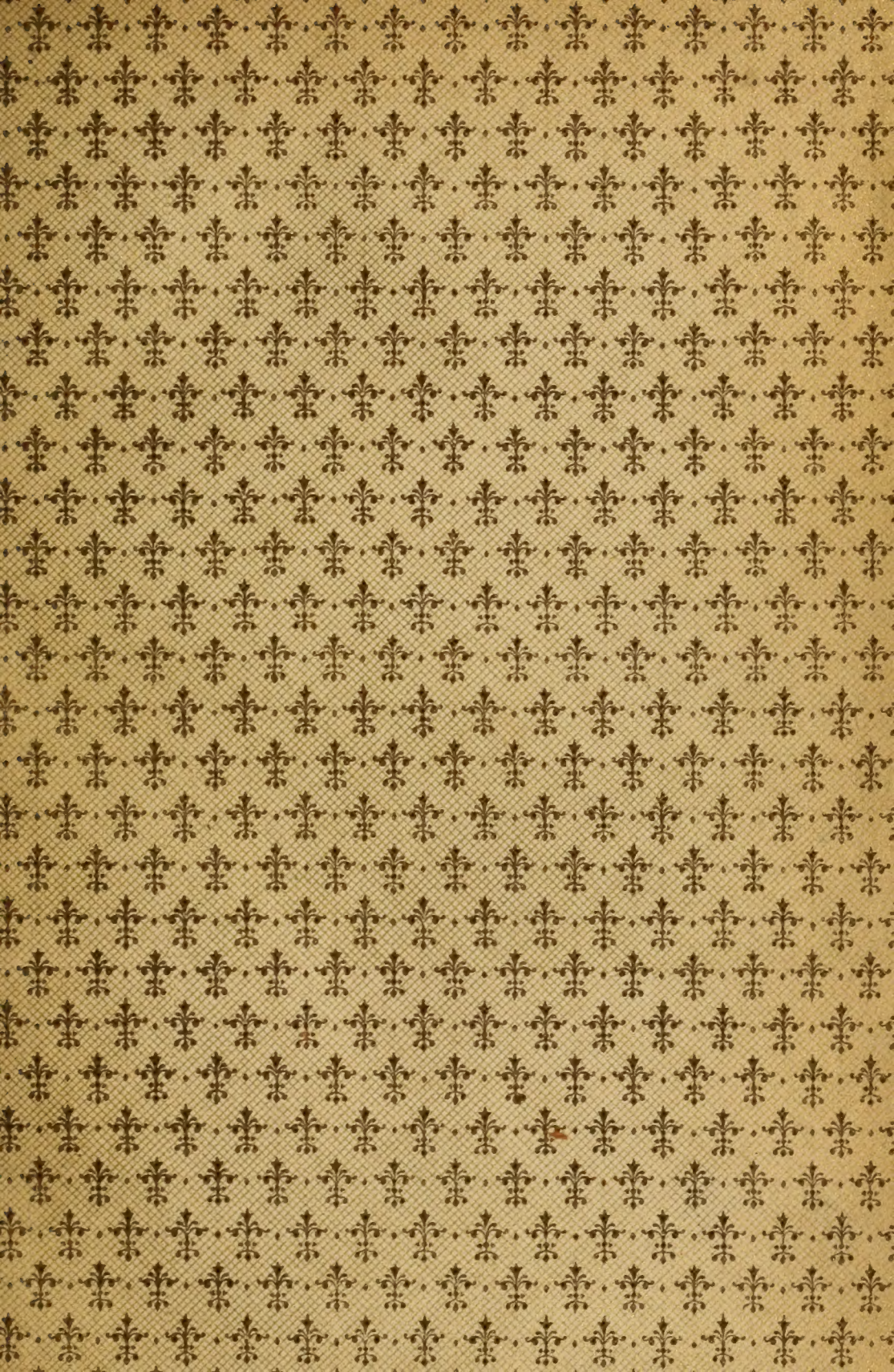


von

B a d e n.

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

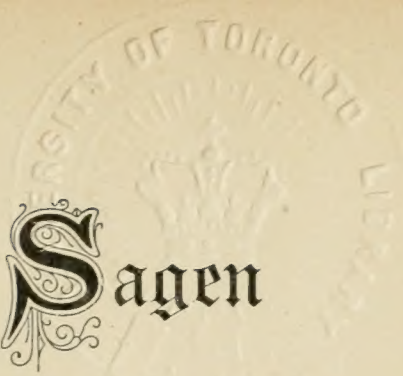






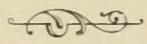
DER GRAFENSPRUNG.

G.
R24955



Die Sagen

von Baden-Baden und seiner Umgebung.



Nach den 14 Fresken der Trinkhalle zu Baden
dem Volksmund nacherzählt

von

Richard Rauthr.



Mit 14 Lichtdruckbildern.



Der Ertrag ist für das „Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus“ bestimmt.



27599
15/6/93
L

Karlsruhe.

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung,
Liebermann u. Cie.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Großherzogin Luise von Baden

zu Gunsten des

Ludwig-Wilhelm-Pflegehauses

in kiefser Ehrfurcht unterthänigst gewidmet

von

Richard Rauthe.

Ein milder Abend war hereingebrochen.
Ich saß nicht fern vom Schloß zu Baden-Baden
Auf moos'ger Bank, und über mir errauschten
Die Nester einer alten, deutschen Eiche.
In ernstem Sinnen ließ vergang'ne Bilder
An meinem Geiste ich vorüberziehen,
Die froh und traurig dann mein Herz bewegten. --
Im Schlosse unter mir herrscht lauter Jubel,
Und inn'ge Freude hat im ganzen Lande
Bei Arm und Reich den Einzug heut' gehalten.
Ein junger Prinz hat an dem heut'gen Tage
Das Licht der Welt erblickt, und tief beglückt
Erhebt zugleich mit seinem Herrscherpaare
Das ganze Volk in tiefem Dank die Hände,
Daß Gott den Prinz in Seine Obhut nehme. --
Das Bild entschwebt. Sieh', drunten in dem Schlosse
Da spielt ein lock'ger Knabe muntere Spiele.
Die hohen Eltern schau'n bewegten Herzens
Mit gut'em Blick zu ihrem Liebling nieder,
Der jubelnd jetzt mit frohem Kindeslächeln
Zu ihnen eilt, und, eng sich an sie schmiegend,
Die treuen Hände ihnen dankbar küßet. --

Den Jüngling seh' ich, wie er hoch zu Roße,
Der Jugend Feuer in dem muth'gen Auge,
Dem Kaiserlichen Ahnen seine Reiter
In der Parade stolz vorüberführet.
Und stolz schaut unsres hehren Kaisers Auge
Hinab auf seinen jugendlichen Enkel. —
Wo auch der Prinz sich seinem Volke zeigt,
Allüberall herrscht frohes Glück und Jubel;
Ein jeder will ihn schau'n, um einem Blicke
Der Huld von ihm und Güte zu begegnen.
Da brechen schweren Ungewitters Wolken
Hernieder über unsre bad'schen Lande:
Ein rauher Frühlingssturm zerpfückt die Blüthe,
Und bricht sie unerbittlich, sonder Barmen. —
Prinz Ludwig Wilhelm todt! — Die Trauerkunde
Ertönt weithin durch alle deutschen Lande,
Und jedes deutsche Herz erzittert bange
In herbem Weh, in bittrem Herzeleide.
Laut tönen drauß' im Land die Kirchenglocken,
Leis klingt in jeder Brust ein Trauerglöcklein.
Ich steh' am Sarge des hochsel'gen Prinzen:
Ich seh' den hehren Fürsten, wie er starren,
Von Thränen schweren Blickes niederschauet
Auf den geliebten Sohn, den Stolz des Landes.
Ich schau' den Prinzen Wilhelm, der als Kaiser
Setzt kraftvoll herrscht im mächt'gen deutschen Reiche,
Und dem der Prinz ein Bruder stets gewesen;
Wie Wetterleuchten zuckt's ihm über's Antlitz.
Ich schaue vor mir die erhab'ne Mutter;
Des Gatten Arm vermag sie kaum zu stützen.
Auf ihr verweilen trauervoll die Blicke,
Und bald umschleiert sich das Auge, langsam

Tropft eine Zähre nieder von der Wange.
Ich berg' sie nicht, und alle Augen derer,
Die rings in der Kapelle steh'n, auch derer,
Die draußen ungezählt des Zuges harren,
Sind trüb und feucht vor namenlosem Schmerze. —
Zu traurig ist das Bild, ich schließ' die Augen. —

Da sieh', ein stolzer Bau beginnt mächtig
Sich zu erheben, Stein reiht sich dem Steine,
Und über dem Portale pranget weithin:
„Das Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus“ als Inschrift.
Die hohe Mutter hat, des Sohn's Gesinnung,
Der liebevoll den Kranken stets gewesen,
Für immerdar zu ehr'n und fortzupflanzen,
Den Schwachen diese Zufluchtsstätt' geschaffen.
O könnte ich, so regt in meinem Herzen
Der Wunsch sich, auch mein Scherflein, noch so winzig,
Zu diesem edeln Liebeswerke steuern! —
Da schweben von den Bergen lichte Wolken
Und von den Thälern weiße Nebel zu mir;
Aus ihnen steigen sonderbare Wesen,
In alterthümliches Gewand gehüllet,
Und schließen um die Erde einen Reigen.
Und ich erkenn' des Thales alte Sagen;
Sie nickn freundlich mir und geben Zeichen
In gar geheimnißvoller, stiller Sprache.
D'rauf schweben sie hernieder zu dem Baue,
Und jede trägt ihm zu ein kleines Steinchen. —

Ich wache auf aus meinem Traume, reibe
Die Stirne mir, — da plötzlich überkommt mich
Des Traumbild's Lösung. Eilends streb' ich heimwärts,
Und schreibe nieder, was die alten Mythen
Mir zugeflüstert in des Traumes Reigen.

Des edlen Prinzen Mutter hohe Gnade
Gestattet mir, dies Werkchen zu entsenden
Weithin, wo deutsche Sprache wird verstanden.

So send' ich dich denn in die Welt, mein Werkchen:
Mög' jeder, der es wählt, sich still erinnern
Des theuren Prinzen, mög' er freudig spenden
Zu Seiner Ehr', zum treuen Seingedenken! —



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Burkard Keller von der Hburg	1
2. Der Mummelsee	8
3. Der Wildjee	19
4. Engels- und Teufels-Kanzel	28
5. Der Grafensprung	33
6. Alt-Eberstein	38
7. Der Fremersberg	46
8. Die Geister-Hochzeit zu Lauf	51
9. Baldreit	59
10. Die Felsen	66
11. Burg Windeck	75
12. Hohenbaden	86
13. Allerheiligen	91
14. Kloster Sichtenthal	101





BURKARD KELLER VON YBURG.

1. Burkard Keller von der Yburg.

Der Ritter von der Yburg war schon alt und gebrechlich geworden, und lebte still und zurückgezogen nur noch seinem einzigen Sohne Burkard. Dieser war ein aufgeweckter Knabe, und hauptsächlich durch die weise Erziehung seitens des Burgkaplans Bernhard in Künsten und Wissenschaften wohl bewandert. Besonderes Talent hatte er für die Bildhauerkunst gezeigt, und darin bald seinen Meister übertroffen. Dabei aber war er gleichzeitig ein kühner Junker, der mit Roß und Schwert wohl umzugehen verstand. Der fortwährende Verkehr mit dem sinnigen Bernhard, der ihm bald mehr Freund als Lehrer geworden war, hatte ihn indessen zu einem mehr träumerischen Jüngling gemacht, der es liebte, oft stundenlang allein durch Feld und Wald zu schweifen und sich der schönen Gottesnatur zu erfreuen.

Einſt war er allein auf ſeinem Kößlein bis an das Murgthal vorge drungen, da ſcheute plötzlich an einem Kreuzweg ſein Pferd und warf ihn ab. Betäubt und verwirrt vom Falle wollte er ſich erheben, da

sah er sich einer wunderlieblichen Mädchenerscheinung gegenüber, die sich liebevoll zu ihm herabbeugte und mit zärtlich besorgtem Blick ihm in's Auge schaute. Halb noch Kind, halb Jungfrau schon, glich sie einer jener freundlichen Waldfeen, von der ihm die Märchen seiner Kinderstube berichtet hatten, und die auch in dem Jüngling noch fortlebten. Ein weißes, duftiges Gewand schmückte den knospenhaften Gliederbau und aus dem anmuthigen Gesichtchen schauten ein Paar so großer blauer Augen heraus, wie sie Burkard noch nie gesehen hatte. Erschreckt und besorgt zugleich faßte sie den Junker an der Hand, ob er bei dem Fall, den sie durch ihr plötzliches Erscheinen verursacht, Schaden genommen, und bat mit rührenden Worten um Verzeihung. Wohl schmerzten ihn die Glieder, aber lächelnd schüttelte er seine Locken und versicherte mit warmem Händedruck, daß er keinen Schmerz fühle, und daß er so glücklich sei, jetzt bei ihr sein zu dürfen. Hand in Hand wanderten sie darauf, wie zwei frohe Kinder sich glückstrahlend anschauend, den Weg entlang, den das Rößlein genommen. Bald kamen sie an eine Lichtung, und dort fanden sie das Thier, friedlich im Grase weidend. Fast überschlich Burkard ein Gefühl des Bedauerns, daß er es sobald wieder aufgefunden, denn nun mußte er sich von seiner lieblichen Gefährtin trennen. Zum Abschied fragte er sie, wer sie sei, und wie sie in diesen abgelegenen Waldtheil gekommen. Des Försters Töchterlein war es vom nahen Forsthaus, die, wie sie es gewohnt, Beeren suchend und mit den Vögeln

um die Wette singend, durch den Wald gelaufen war. „Doch ich muß nun zurück, lieber Herr“, sagte die Kleine, „denn sonst schilt der Vater und die Base.“ Und mit dem Versprechen bald wieder zu kommen, ritt Burfard nach der väterlichen Burg zurück. Schon am nächsten Tage fand er sich an dem geliebten Platze wieder ein, und so alle weiteren Tage, und die Beiden verlebten dann glückselige Stunden. Bruder und Schwester dünkten sie einander zu sein, und waren bald so vertraut, daß sie kein Geheimniß vor einander hatten.

Da kam eines Tages Luitgard, so hieß das Mägdlein, mit rothgeweinten Augen zu ihrem Freunde, und berichtete mit fliegendem Athem, daß ein fremder Jägermann sie von des Vaters Hand zur Verlobten begehrt, und daß der Vater ihr von nun an die einsamen Waldspaziergänge verboten habe. Wie zwei Kinder weinten die Beiden, als sie sich zum langen Abschied fest umschlungen hielten, doch da kam es auf einmal über sie wie ein höheres Fühlen, und es ward ihnen klar, daß es nicht geschwisterliche Zuneigung war, die sie verband, sondern die der reinsten, feurigsten Liebe. Lange hielten sie sich noch umschlungen und herathschlagten, wie sie auf immer verbunden werden und dem harten Befehle des Vaters entgehen könnten. Einmal noch wollten sie sich am nächsten Abend treffen, wenn das Ave-Glücklein durch das stille Thal erschalle, denn dann wußte sie den Vater fern. Diesem aber waren von einem verläumderischen Jägerburschen die

Stellbichein seiner Tochter verrathen und ihm zugleich von dem harmlosen Verkehr ein so schnödes Berrbild entworfen worden, daß er vor Zorn sich kaum zu fassen mußte. — Den Verföhrer der Unschuld seiner Tochter hatte der Verläumder den Junker genannt, und sich erboten, Beweise für seine Behauptung herbeizuschaffen. Doch der Vater wollte an das Vergehen seines Kindes noch nicht glauben, — mit eigenen Augen wollte er sehen und dann — richten. Als Luitgard am nächsten Tage Burkard erwartete, schlich ihr der Vater bis zu ihrem Lieblingsplätzchen nach, und als Burkard gekommen war, und in der ersten Seligkeit des Wiedersehens sein Lieb an's Herz preßte, da stürzte der Alte hinter der schützenden Eiche hervor, dunkelglühend vor Zorn. „Ha! Verräther! Du seiler Dirnenräuber, so habe ich Dich denn, um die Unschuld meines Kindes an Deinem Leibe zu rächen!“ — Und jäh spannte er den Bogen, — fort schnellte von der laut schwirrenden Sehne der Pfeil; aber mit Blickeseile hatte sich Luitgard, des Vaters Absicht erkennend, an des Geliebten Brust geworfen, ihn mit ihrem Körper schützend. Und der Alte hatte gut gezielt. Das brechende Auge auf Burkard gerichtet, sank die Maid zusammen. „Kindesmörder!“ — schrie im wahn sinnigen Schmerze Burkard auf — „was hast Du gethan! — Dein eigenes unschuldiges Kind hast Du einem falschen Zorn geopfert!“ — Stieren Blickes trat der Alte an sein Kind heran, betastete es mit der Hand, rannte dann von den Furien der Neue getrieben in

den Wald zurück und ward nie wieder gesehen. Burkard aber, sein todttes Lieb im Arm, ging langsam nach dem nahen Jägerhaus. Der Pfeil, der das Herz seines Lieblings durchbohrt hatte, war auch sein Todespfeil geworden.

Lange, lange Wochen waren vergangen. Burkard hatte, von einem hitzigen Fieber befallen, lange zwischen Leben und Tod geschwebt, und als er endlich genesen, da blieb gleichwohl sein Geist umnachtet. — Täglich schlich er an das Lieblingsplätzchen seiner Luitgard, wohin man sie auch im Tode gebettet hatte, und saß bis zum Abend, wo er dann seine müden Glieder nach Hause schleppte. Nichts vermochte seinen trüben Geist aufzuheitern und von den finstern Traumgestalten abzulenken. Da verfiel der getreue Bernhard auf den klugen Gedanken, ob sein Schüler nicht durch seine frühere Lieblingsbeschäftigung zu heilen sei. — Und eines Tages brachte er selbst heimlich alles Werkzeug und Marmor an die Stätte, an der Burkard seine Stunden zu verbringen pflegte. Und Wunder schien dieser glückliche Einfall zu bewirken, denn kaum erschaute der Junker seine lieben Werkzeuge, als er sogleich zum Meißel griff und anfang zu formen und zu bilden. Unaufhaltsam schaffte er und schien seinem früheren Tiefinn völlig entrisfen.

Mit Freuden nahm dies sein Vater und der treue Bernhard wahr; — täglich ließen sie ihn zu seiner Lieblingsstätte ziehen, sandten aber der Vorsicht halber stets einen treuen Knappen mit, der ihn aus der Ferne

beobachtete und nicht aus dem Auge lassen durfte. Wundervoll gedieh das Werk Burkard's, und bald konnte man die herrlichen Züge unterscheiden. Luitgard war es, sein heißgeliebtes und so schwer betrauerteres Lieb, welches seine kunstfertigen Finger bildeten und zu einem Meisterwerk schufen, wie ihm nie eines vorher gelungen. Den Waldblumenkranz im Haar, war es dasselbe Antlitz, wie es ihm das erste Mal im Walde erschienen. Und als das Bildniß fertig war, da stand Burkard bewundernd vor seinem eigenen Werk, und so täuschte ihn die Aehnlichkeit mit dem geliebten Original, daß er sehnsuchtsvoll die Arme ausbreitete und mit dem Rufe: „Luitgard, meine Luitgard, bist du endlich wiedergekommen?“ — in die Knie sank. Da erhob sich ein wunderbares Säuseln in der Luft, und als Burkard verwirrt die Augen aufschlug, stand eine hehre, lichte Gestalt vor ihm und schaute liebevollen Blickes zu ihm nieder. Ein langer Schleier umhüllte ihre schöne, marmorweiße Gestalt, und von ihrem edlen Haupte ging ein milder Schimmer aus. — „Burkard!“ hob sie mit gütiger Stimme an, und legte ihre Hände auf sein Haupt, „Du Schwergeprüfter, Vielgetreuer! — Grüße bringe ich Dir von Deinem Lieb, und den Lohn für Deine Treue. Die Waldfee nennt man mich und ein weiter Bezirk steht unter meiner Herrschaft. Das traurige Loos Eurer Liebe hat mein Herz bewegt und mich bestimmt, Euch zu helfen. — Schon als es noch auf Erden weilte, liebte ich Dein Mägdlein. Nicht ist Dir Luitgard gestorben, sondern, als meine Lieblingsnymphe in mein Reich

aufgenommen. — So folge ihr denn, und gehe ein in ein ewiges Glück!“ —

Der Knappe, der Burkard von der Ferne gefolgt, war sofort, als er die lichte Erscheinung vor seinem Herrn sich erheben sah, ganz bestürzt von dem Wunder, das seine Augen geschaut, nach der Burg zurück geeilt. Hier berichtete er die seltsame Mähr, und sofort brach der Vater mit mehreren Knappen nach der Stätte des Wunders auf. — Schweres Herzeleid erwartete ihn dort. Vor seinem eigenen Werke hingestreckt lag sein Sohn, kalt und starr. Sein Gesicht zeigte aber einen himmlischen Frieden, und ein so seliges Lächeln umspielte im Tode seine Lippen, wie er es zuletzt im Leben nie gezeigt hatte.

Burkard wurde in der Gruft seiner Ahnen bestattet, sein letztes Werk aber an seiner Lieblingsstätte auf schönem Sockel aufgestellt. — Später wurde das Bild in die Burg aufgenommen und an seine Stelle ein Mutter-Gottesbild gestellt. Auch dieses verschwand im Mittelalter und ein einfaches Steinkreuz mit dem Namen „Burkard Keller von der Yburg“ bezeichnet heute die Stätte, wo das alte Wunder geschehen.



2. Der Mummelsee.

Nicht mit Unrecht hebt man, wenn man den Schwarzwald mit den Vogesen vergleicht, an diesen die wilde Romantik, die großartige, starre Schönheit der Landschaft, an jenem den Liebreiz und die idyllische Anmuth der Höhen und Thäler hervor. Gleichwohl entbehrt auch der Schwarzwald nicht wildromantischer Punkte, die den phantasiereichen Wanderer zu fesseln vermögen. Von diesen ist besonders der Mummelsee zu nennen, der zwischen den Thälern von Saszbawalden und Oberkappel in einem tiefen Bergkessel am steilen Abhang des Grenzberges liegt. Dieser ist der südliche Ausläufer der Hornisgrinde, eines langgestreckten, bis 3800" hohen Bergrückens, tief im Gebirge hinter Baden. Während auf der Höhe selbst nur Zwergtiefen und Moos ihr kümmerliches Fortkommen finden, sieht man hier an den Rändern des Kessels schlanke Tannen und Fichten ihre immergrünen Wipfel in den blauen Himmel emporstrecken. Die Ufer des Sees aber sind kumpfig, und wagt es einmal ein Wanderer, bis zum Spiegel des Wassers vorzudringen,



MUMMELSEE.

so bleibt sein Fuß in dem schwarzen Moraste stecken, und er läuft Gefahr, in demselben spurlos zu verschwinden. Wohl selten betritt des Nachts ein menschlicher Fuß diese Einöde; ist aber Jemand dazu gezwungen, so möge er sich hüten, den trügerischen Irrlichtern zu folgen, die besonders bei starkem Nebel auf dem See und an seinen Ufern umhertanzen. Wie freundliche Lichter aus menschlichen Wohnungen locken sie den Wanderer an und verheißen gastliches Obdach. Folgt er ihnen aber, so entfernen sie sich immer weiter, wie im neckischen Spiel, bis er im Morast oder in den Fluthen des Sees für immer begraben ist.

Still und geheimnißvoll liegt sonst die spiegelglatte Fläche des Sees da, unheimlich dunkel und finster, wenn tiefe Nacht das einsame Thal bedeckt. Nur wenn der Vollmond mit seinen bleichen Strahlen den See trifft und ihn hell erleuchtet, da beginnt ein Wogen und Rauschen auf seinen Fluthen und ein lustiges, vielseitiges Leben erhebt sich auf seiner Oberfläche. Aus seinen Tiefen tauchen helle Lichtgestalten von wunderbarer Schönheit empor. Die Wassernixen sind es, die Gefährtinnen der Seemummeln, die mit ihren glänzenden Leibern auf dem See ihr frohes Treiben beginnen. Lustige Tänze und Reigen führen sie auf beim Klange leiser, überirdischer Melodien, und in heiteren, munteren Spielen verbringen sie die so kurz bemessene Zeit, während der sie zur Erde emportanzen dürfen. Nur einmal im Monat ist es ihnen ja gestattet, und die ganze übrige Zeit, die sie in den dunkeln

Tiefen verbringen müssen, sehnen sie sich nach dem Augenblick, wo sie die freie Luft der Erde einathmen dürfen. Ein übermüthig' Böttlein ist es, ein voller Kranz herrlicher Gestalten, die in ewiger Jugend und Schönheit ein träumendes Dasein führen. Hundert Jahre lang leben die Nixen im See, dann gleiten sie auf dem Seebach in die wilde Acher und auf dieser in den Rhein und werden vom Vater des Stromes in die Schaar seiner Nixen aufgenommen. Gleichzeitig taucht aber von den unterirdischen Gewässern eine neue, junge Nixe empor, um ihr hundertjähriges Dasein auf dem Grunde des Sees zu beginnen. Eine Prüfungszeit soll es für die Nixen sein, und wer einmal gegen den Willen des Seekönigs gefehlt, der muß von Neuem hundert Jahre in der Einsamkeit bleiben.

Wundersame Märchen und Geschichten erzählen sie einander von den Söhnen der Erde, die nur wenige von ihnen mit Augen geschaut, und die einen so großen Reiz auf ihr jungfräuliches Dasein ausüben, trotzdem in ihnen nur Falschheit und Trug wohnt. Und während sie sich im munteren Reigen beim Klange der Harfe tummeln, beginnt eine von ihnen, über den Spiegel des Sees emporschwebend, ein traurig Märlein, und gespannt lauschen die Andern den Worten der Erzählenden:

„Vor vielen hundert Jahren lebte eine junge Nixe hier unten im See, durch ganz besondere Schönheit und Reize ausgezeichnet, sodaß sie der erklärte Liebling des greisen Seekönigs ward und bei den Freundinnen

nur „das Prinzeßchen“ hieß. Als sie einst im Vollmondglanz mit den Gefährtinnen den Reigen tanzte, da brach aus den Tannen am Rande des Sees ein stattlicher Hirsch hervor, durchschwamm das Gewässer und verschwand in mächtigen Säzen auf dem entgegengesetzten bewaldeten Berghang. Aengstlich waren die Seefräulein alle untergetaucht, nur Seekönigs Liebling war auf der Oberfläche geblieben und verfolgte furchtlos und mit Interesse das nie gesehene Schauspiel. Dabei schaukelte sie sich auf den breiten Blättern der Mummeln und ihre schneeweiße Gestalt erglänzte in den Strahlen des Mondes.

Von Neuem theilten sich die Zweige am Ufer, und hervor trat ein Jägermann von herrlicher Gestalt, das jugendfrische Antlitz von raschem Laufe geröthet. Den Pfeil auf der gespannten Sehne haltend, schweiften seine Blicke über das stille Gewässer und suchten die entflozene Beute. Da blieben sie auf dem Seeprinzeßchen haften, welches weit vorgebeugt die ungewohnte Erscheinung mit starren, entzückten Augen betrachtete. Wie gebannt hafteten des Ritters Blicke auf der ätherischen Gestalt. Zögernd näherte er sich ihr und langsam, wie willenlos, schwamm auch Prinzeßchen auf ihn zu. Sprachlos schaute sie ihn an; er aber ergriff ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Und dann begann er zu erzählen von dem Dasein auf der Erde, von den Freuden und Vergnügungen des Lebens und von seinem herrlichen Schlosse am sanften Abhang des Hügels mit der Aussicht auf das liebliche Rheinthal und den schattigen

Park mit den Lauben von Rosen und Jasmin. Entzückt lauschte Prinzesschen und konnte nicht genug vernehmen von den Reizen der Oberwelt. Mit dem Köpfchen ihm zunicke und mit bittendem Blick und flehend erhobenen Händchen zeigte sie ihm an, daß sie ihn verstanden, und daß er nur fortfahren möge in seinen Erzählungen, daß sie nie genug vernehmen könne von dem Zauber seiner Rede. Der Ritter fuhr fort und begann jetzt das Lied von der höchsten irdischen Glückseligkeit, von der Liebe und ihren Wonnen. Wie der Bräutigam die Braut, das Weib den Gatten, die Mutter ihr Kind liebe, und wie da das Herz erbebe vor unbeschreiblichem Glück. Wie verzaubert fühlte sich Prinzesschen, als der Ritter jetzt innehielt, und ihre Händchen drückend, sich über sie neigte, und als sein warmer Odem sie berührte, und sie seinen Blick mit solcher Gluth und Innigkeit auf sich ruhen fühlte, da breitete sie felig die Arme aus und bot dem ungestümen Freier ihre rosigten Lippen. Glückliche Minuten vergingen ihnen, und der Ritter versprach, daß er morgen um Mitternacht wiederkommen, und daß er dann sein Lieb heimholen wolle auf sein Schloß, wo sie in inniger Liebe und Treue nur für einander leben wollten. Der Mond war schon im Untergehen begriffen, und eben sandte die Morgenröthe ihren ersten rosigten Strahl über das stille Thal, da entriß Prinzesschen erschreckt ihrem Geliebten die Hand, und mit einem frohen Scheidegruß tauchte sie hinab in die jetzt so dunkeln Fluthen. Sinnend kehrte der Ritter auf sein Schloß

zurück, fest entschlossen, morgen um Mitternacht hier wieder zu erscheinen. Prinzeßchen hatte sich inzwischen zu ihren Gespielinnen zurückbegeben, die sich nicht mehr hinaufgewagt hatten, und die sie nun mit neugierigen Fragen bestürmten. Aber Prinzeßchen blieb ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit stumm und einsilbig. Ihr Herz war noch so voll von dem soeben Erlebten, daß sie kein Wörtlein über ihre Lippen brachte. Auch fürchtete sie wohl Warnungen und Vormürfe über ihr Thun und ihre Handlungsweise zu empfangen. Schweigend warf sie sich auf ihr Lager aus Seegras und Seeblumen in einer in allen Farben schillernden Muschel, doch konnte sie keine Ruhe finden, sondern mußte fortwährend an ihr Abenteuer mit dem Ritter denken und an sein Versprechen, um Mitternacht wiederzukommen. Immer mehr wuchs ihre Sehnsucht nach den ungekannten Freuden der Erde. Was frommte ihr ewige Schönheit und Jugend, wenn sie sie einsam vertrauern sollte im Kreise ihrer Gefährtinnen? Aber mit dem Wachsen der Sehnsucht mehrte sich auch ihre Furcht, wie sie es anstellen sollte, um ihr Vorhaben auszuführen. Endlich entschloß sie sich, zu ihrem Beschützer, dem allzeit gütigen Seekönig, zu gehen, und von ihm die Erlaubniß zu erbitten, auf die Oberwelt für immer als irdisches Weib emporsteigen zu dürfen. Behenden Schrittes eilte sie zu dem Königspalaste, der aus leuchtendem Crystall bestand und flüchtete sich zu den Füßen des Greises. Dieser schaute sie wohlwollend an, und hierdurch ermuthigt,

bekannte sie ihm ihre Sehnsucht, auf Erden mit den Menschen leben und irdisches Glück genießen zu dürfen. Traurig schaute sie der Greis an und streichelte liebevoll ihre Hand. „Hast du aber auch bedacht, mein Kind, daß es nicht Freuden allein auf Erden giebt, daß die Leiden und das Unglück viel, viel größer und mächtiger dort sind, als das Glück? Hier lebst Du ungetrübt und ohne Sorgen, geliebt von Deinen Gespielinnen, in ewiger Jugend und Schönheit; dort oben aber vergeht bald die Jugend; Leid und Kummer, Krankheit und Tücken der Menschen lassen den Körper nieh und alt werden, und schließlich stirbt er dahin und wird zu Staub.“ — „Alles, Alles habe ich bedacht, aber ich kann an die Tücken der Menschen nicht glauben, die so schön gestaltet sind, so freundlich und herrlich anzuschauen, in deren Augen solche Treue und Wahrheit sich spiegeln. O! laß mich fort, ich beschwöre Dich, ich will ja gerne auf ewige Jugend verzichten, mein Leib möge dereinst zu Staub werden, aber ich könnte hier unten nicht mehr glücklich leben, die Sehnsucht würde mich verzehren!“ — Der Greis beugte traurig sein Haupt. Wie segnend legte er sodann die Rechte auf den lockigen Scheitel seines Lieblings. „So geh' denn hin, und möchtest Du bewahrt werden vor den Leiden der Welt. Sterblich und irdisch sei Dein Leib, empfänglich sei Dein Geist für die Gefühle und Leidenschaften der Menschen, aber eines kann ich Dir nicht geben. Die Sprache der Menschen wirst Du nie erlangen. — So lebe denn wohl, mein Töchterchen,

und wenn Kummer und Verzweiflung Dein Herze ergreifen sollten, dann finde den Weg hierher zurück. Bin ich auch nicht im Stande, Dir Deine Nixengestalt wieder zu verleihen und Dich in mein Reich zurückzunehmen, so soll Dir doch treuer Rath und nach Kräften Hilfe werden.“

Mitternacht war gekommen. Der Ritter wartete ungeduldig am Ufer des Sees. Sein treues Roß, das er an der nächsten Tanne festgebunden, wieherte ängstlich. Da hörte er ein Rauschen und Wogen im See, und plötzlich legte sich ein weicher Arm auf den seinen und ein Paar süßer Augen schauten ihn an voll unendlichen Vertrauens, voll unbegrenzter Liebe. Jubelnd erkannte er die Geliebte und zog sie unter lautem Jauchzen an seine Brust, dann hob er sie auf sein Roß, und fort ging es in scharfem Trabe seinem Schlosse zu. Die Morgennebel begannen soeben naß und feucht aus der Ebene emporzusteigen, als er sein Schloß am Hange des Eichelberges erreichte. Aber noch immer hatte sein Lieb, das zitternd sich an ihn schmiegte, kein Wörtlein gesprochen. Reife bog er ihr Köpfschen zurück und bat es, doch auch ein Liebeswort ihm zu sagen. Da legte es, nur traurig lächelnd, den Finger an den Mund und schüttelte das Köpfschen. Ein Schrecken durchrieselte des Ritters Gestalt: sein Lieb, das er sich heimgeholt auf so geheimnißvolle Weise, war stumm. Dieser rothe Mund, der so innig zu küssen verstand, vermochte ihm kein liebes Wort zuzuflüstern. Aber inniger zog er sein Lieb, das nun

traurig das Köpfchen senkte, an sich und versprach, es nur um so mehr lieb zu haben.

Selige Wochen und Monde vergingen dem jungen Paar, das vor aller Welt verborgen, nur sich und seiner Liebe lebte. Aber allmählich kühlte sich die Leidenschaft des Ritters, er fand es nach und nach unerträglich, sein ganzes Leben einem stummen Geschöpf von so seltsamer Herkunft zu weihen, das er der Welt nicht zeigen konnte. Zudem drangen seine Verwandten in ihn, doch unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten und seinem Schlosse eine Herrin zu geben. Bald fand er auch den Muth, es der armen Sibylle, wie er sein Lieb genannt, zu jagen. Mit weit aufgerissenen Augen hörte sie ihn an, vernahm sie, wie er ihr ein Stübchen im Hause eines seiner Vasallen anweisen wollte, und daß sie sich trennen müßten. Dann stieß sie einen jähen Schrei aus, den ersten Laut, den der Ritter von ihr vernahm, aber einen Laut, wie er ihn noch nie gehört, wie ihn ein irdisches Wesen nicht ausstoßen konnte. Darauf eilte sie fort und blieb verschwunden.

Froh, auf diese Weise der Sorge um Sibylle enthoben zu sein, freite der Ritter nun ein Edelfräulein und führte sie bald darnach als Gattin heim. Aber in der Hochzeitsnacht, als er die Fenster vor den Strahlen des Mondes schützen wollte, da erblickte er das verzerrte Antlitz seines verrathenen Liebs und seine drohend ausgestreckte Rechte. Und als er, in Angstschweiß gebadet, das Fenster aufstieß, da war die

Gestalt verschwunden; ein heftiger Wind aber hatte sich erhoben und trug ihm schaurige Töne, wie wehklagende Kindeslaute, zu.

Sibylle war zu dem ihr bekannten See geeilt und wartete dort den vollen Mond ab, wo der Seekönig den Fluthen entsteigen würde. Und als er erschien, da warf sie sich auf die Kniee nieder und berichtete schluchzend von ihrem Weh, von ihrer Verzweiflung, und beschwor ihn, ihr die Mittel zu geben, sich an dem Treulosen zu rächen. Theilnehmend hörte der Alte ihr zu und versprach ihr dann seine Hilfe. Bis zum Morgengrauen blieb sie bei ihm und lauschte seinen Worten.

Als nun der Ritter ein Jahr verheirathet war, und sein Weib ihn mit einem Knäblein beschenkte, da fand er dieses am nächsten Morgen todt in seinem Bettchen. Sechs Kindern gab sein Weib das Leben, und sechs Mal wiederholte sich der geheimnißvolle Gräuel. Sibylle hatte sich gerächt. Unsichtbar schwebte sie jedes Mal in der Nacht nach der Geburt durch das Fenster des Kinderstübchens, küßte mit bleichen Lippen das eben Geborene und nahm die junge Seele mit sich fort zu den Fluthen des Sees. Dort irren die Kinderseelen umher auf den Wassern und dem Sumpf der Ufer als tanzende Lichter. Sibylle aber stürzte sich in die Fluthen des Rheines, um ihr Leben, nachdem sie ihre Rache gekühlt, zu beenden. Doch der Vater des Stromes, der von den traurigen Schicksalen der Seenixe, von ihrem Vergehen und ihrer grausamen

Strafe gehört, nahm sie auf in seinen Palaſt und verlieh ihr von Neuem die Gaben, deren ſie durch ihren Aufſtieg zur Erde verluſtig gegangen. — — —

Die Erzählerin hatte geendet. In athemloſem Schweigen waren die Gefährtinnen der ſeltſamen Mär gefolgt. Nun erſt nahmen ſie die fröhlichen Reigen wieder auf, und ihre geſchmeidigen Leiber wiegten ſich in anmuthigem Tanze auf den leiſe ſich kräuſelnden Wellen des See's, bis der Mond vor dem anbrechenden Morgen verblaßte, und der Seekönig mit warnend erhobener Rechten aus den Fluthen emporſtieg und die Seenixen zur eiligen Rückkehr in die Tiefen ermahnnte.





DIE NIXE DES WILDSREIS.

5. Der Wildsee.

Wenn man vom Mummelsee in südöstlicher Richtung wenige Stunden weiter geht, gelangt man an ein anderes Bergwasser, das den Namen „Wildsee“ führt. Als Abfluß dient ihm ein reißender Bach, die Schönmünzach, die gegen Osten mündend nach kurzem Laufe sich in die Murg ergießt. Seinen Zufluß bekommt er, wie der Mummelsee, aus unterirdischen Gewässern. Auch seine Ufer sind morastig und schwer zugänglich, wie überhaupt die ganze Gegend den Eindruck des Wilden und Unwirthlichen macht. Nur nach Westen hin ist das Gestade felsig und steinig, und hier wachsen Tannen und Fichten von wunderbarer Größe und Schönheit aus dem dunkeln Boden.

Auf dem Grunde des Sees aber haust die Seejungfrau, umgeben von einem gar munteren Völkchen von Nixen. Großartig ist die Pracht, die dort unten herrscht; Kostbarkeiten sind da aufgespeichert, von denen die Erdenbewohner kaum eine Ahnung haben. In der Mitte des See's erhebt sich stolz und mächtig der Palast der Seejungfrau. Die Wände sind aus funkelndem Metall, und die Fenster sind klarer Bern-

stein, so daß man all' die kleinen Fischlein sehen kann, die draußen herumschwimmen. Das Dach aber ist aus lauter Muscheln zusammengesetzt, in denen je eine große strahlende Perle liegt. Rund um den Palast herum zieht sich ein wunderbarer Garten. Die sonderbarsten Bäume und Pflanzen wachsen da, und die strahlenden blauen, gelben und rothen Blumen-
glocken neigen sich anmuthsvoll bei der leisesten Strömung auf ihren schlanken Stielen, so daß stets ein zartes Klingen ertönt. Dazwischen erheben sich purpurroth hohe Korallen, durch deren Zweige mit gewandten Biegungen alle die Fischlein hindurch schwimmen. Wenn man nun aber erst hineintritt in Seeräuleins Schloß, dann muß man die Augen schließen vor all' dem Glanz und Schein! In allen Farben strahlen die Wände, und bläuliche Lichtchen tänzeln an ihnen hin und her. — In der Mitte des Saales ist ein mächtiges Ruhebett; in einer großen Muschel liegt hellgrünes, sammtweiches Moos, das von einer Perlenchnur, gleich einem silbernen, glänzenden Bande, eingefast ist, und über das duftige Lager hält ein Korallenweig einen zarten Schleier aus Mondeslicht und Liebesglanz gewoben. Dort ruht nun die Seejungfrau, und der Schleier webt selige Träume um ihr Herz.

Und die Gärten enthalten, außer den lieblichsten Gräsern und Blumen, auch dunkle Grotten, muntere Luellen und hochaußspringende Strudel. Dazu ertönt von unsichtbaren Wassergeistern eine leise bezaubernde Musik, süße traumhafte Lieder und fröhliche Tänze.

Die Bewohnerin dieser Herrlichkeiten aber ist eine Jungfrau von überirdischer Anmuth; ihre Dienerinnen sind zarte, ätherische Wesen, die in glücklicher Harmonie traumhaft dahingleben. Nur selten taucht die Seejungfrau einmal zur Oberfläche des Sees empor, um sich an der reinen Luft und den Herrlichkeiten der freien Gottesnatur zu erfreuen, und im warmen Sonnenschein sich zu baden. Nur von einem langwallenden Schleier bedeckt, sitzt sie dann auf den Steinen des Ufers, läßt ihre Gestalt in den klaren Fluthen des See's wieder spiegeln, und singt, an den Stamm einer mächtigen Tanne gelehnt, liebliche Lieder, die sie mit der Laute begleitet. Ihr Gesang lockt dann ein wunderbar schönes, weißes Reh herbei, das in munteren Sätzen angegesprungen kommt. Zärtlich schmiegt es seinen anmuthigen Körper an die hohe Beschützerin und legt schmeichelnd das schlankes Köpfchen an den schneeigen Busen, während die gütige Hand der Herrin es streichelt und mit einem Kranze duftiger Blumen schmückt. Kein Laut ist sonst ringsum zu vernehmen, kein anderes Wesen stört die idyllische Einsamkeit, nur winzige Wassergeister und Schilfmännchen lauschen im nahen Schilf versteckt, oder erspähen wohl gar, an einem Schachtelhalm emporklettern, die jungfräuliche Schönheit.

Einmal hatte ein junger Hirte sich mit seiner Heerde bis an die Ufer des Waldsees verirrt. Bernfried war sein Name, und das Ostthal seine Heimath. Auf den stillen Fluren seines Thales aufgewachsen, war sein

Gemüth wie auch sein jugendfrischer Körper von den Lüften und Verführungen der Welt noch unberührt geblieben. Er jubelte und jauchzte mit den Lerchen um die Wette, wenn er seine Lämmer auf die Weide trieb, und die kräftige Luft seiner heimathlichen Berge die Brust ihm schwellte. Ahnungslos hatte er sich den Ufern des Sees genähert, da vernahm er ein Lied, so wunderbar und berauschend, wie er es noch nie gehört. Leise schlich er näher, da erblickte er die Sängerin, wie sie an der Tanne lehnte und das weiße Fell ihres Lieblings streichelte. Gebannt hingen seine Blicke an der ungewohnten Erscheinung. Ein Engel des Himmels schien sie ihm zu sein, von denen ihm sein Mütterlein erzählt, aus den lichten Höhen zur Erde hernieder gestiegen, um die Menschen zu beglücken. Doch auch die Seejungfrau hatte ihn erblickt; betroffen hielt sie inne, und die Laute glitt zur Erde nieder. Ein Seemännchen, das unter dem Felsen am Schilfe dem Gesang gelauscht und nun neugierig hervorlugte, um die Ursache der Störung zu erforschen, erblickte den wie festgewurzelt dastehenden Hirten, und sofort entstand ein schneller Plan in seinem Hirn. Mit mancherlei zauberischen Künsten vertraut und mit geheimen Kräften verbunden, holte der neckische Kobold eine kleine buntschillernde Schlange hervor und ließ sie langsam sich um die Füße der Seejungfrau winden. Immer noch in den Anblick des Jünglings versunken, nahm diese sie nicht wahr, wohl aber fühlte sie bald das süße Gift ihres Bisses, das sich wie Feuer ihrem Blute

mittheilte und ihr jungfräuliches Herz in plötzlicher, leidenschaftlicher Liebe jäh aufflammen ließ. Und sie griff wieder zur Laute und sang jetzt so sinnesbethörende Melodien, so verlockende Weisen von der Liebe seliger Lust und Wonne, daß auch des Hirten Herz erglühte, und er in unbezähmbarem Verlangen auf sie zueilte. Wohl stürzte ein frommer Waldesbruder, der in einer nahen Felsengrotte ein Einsiedlerleben führte, und durch Zufall herbeigekommen, die große Gefahr erkannte, in der der junge Hirte schwebte, hervor, und suchte ihn durch ernste Ermahnungen zurückzuhalten — aber zu spät. Ungestüm stieß Bernfried den Alten zurück und lag im nächsten Augenblick in den Armen der Sängerin, die ihn glühend umschlang und mit sich hinab in die dunkeln Fluthen nahm. Lange lag der Jüngling dort in festem, traumlosen Schlummer. Als er erwachte, befand er sich in einem feenhaften Palast, auf einer weichen Lagerstätte. Mitten durch den hellerleuchteten Raum floß ein breiter glänzender Strom, in dem die Seemännlein und Seeweibchen lustig umherschwammen und nach dem Klange einer unsichtbaren Musik fröhliche Reigentänze aufführten. Dann deckten mit Windeseile niedliche Nixlein einen Tisch mit so kostbaren Weinen und so seltenen Beckerbissen, wie sie Bernfried kaum dem Namen nach gekannt hatte. Doch tapfer langte er zu und ließ sich die Speisen und Getränke auf's Trefflichste munden. Dazu spielte von Neuem eine leise Musik, nicht mehr wilde Tänze und Lieder, sondern traumhafte, bethörende Weisen. Als er gesättigt, ver-

schwanden Tisch und Speisen, und das nämliche Nixlein führte ihn in eine blau erleuchtete Grotte, in der ein warmer, lebensfrischer Quell zum köstlichen Bade einlud. Rasch entkleidete er sich und nezte seine Glieder in den klaren Fluthen. Erquickt und gestärkt verließ er dann die Grotte und sah sich in den schattigen Gärten nun seiner Geliebten gegenüber, die ihn mit lautem Jubelruf an ihr Herz drückte und mit den süßesten Schmeichelnamen nannte. „Willkommen in meinem Reich, du Herzensliebster, tausendmal willkommen bei mir! Wie ich dich zu meinem Herrn und Geliebten erkoren, so gehört dir auch mein Reich mit allem, was darinnen. Hier sollst du fortan mit mir leben und in ewiger Jugend meine Freuden theilen.“ — Frohe Monde ungetrübten Glückes folgten diesem ersten Empfang, die Bernfried wie ebenso viele Stunden vergingen. Immer neue Reize und Freuden mußte die Seejungfrau ihm zu bereiten und ihn so anmuthig zu unterhalten, daß er sich unendlich glücklich fühlte auf dem Grunde des Sees. Doch allmählich kehrte die Sehnsucht nach der Oberwelt bei ihm ein, erst leise wie ein tropfenweis fließendes Wässerchen, dann immer stärker anwachsend zum gewaltigen Strome, der sich nicht mehr eindämmen ließ und unaufhaltsam all sein Denken und Fühlen mit sich forttrieb. Wie eine matt strahlende Blume, deren Pracht er nicht schauen, deren Duft nicht einathmen durfte, so leuchtete die Sonne durch die tiefen Wasser auf den Grund des Sees und weckte in seinem Herzen ein namenloses Heimweh nach der freien Luft.

nach den Wäldern und Bergen seiner Heimath, nach den Menschen dort, und nach Vater und Mutter. Zwar versuchte er sein Sehnen der Seejungfrau zu verbergen. Er wollte nicht undankbar erscheinen gegen so viele unerschöpfliche Güte, mit der sie ihm stets begegnete und all' seine Wünsche, ehe er sie noch ausgesprochen, zu erfüllen trachtete. Doch vergebens; sie merkte es nur zu gut an der Unruhe seines Wesens, an den schmerzlich geschlossenen Lippen und dem bleichen abgehärmten Gesicht, über das, wenn er sich unbeobachtet glaubte, heiße Thränen herabperlten.

Schweigend führte sie ihn eines Tages in ihre Lieblingsgrotte und bat ihn, ihr rückhaltslos sein Leid und seinen Kummer zu klagen. Zuerst langsam und zögernd, dann unaufhaltsam strömte es über seine Lippen und all' sein Weh und Bangen, all' sein unbegrenztes Sehnen nach der Oberwelt ward der Seejungfrau offenbar. „Ich hatte es geahnt und gefürchtet“, nahm sie schmerzlich lächelnd seine Rede auf, „doch sei unbesorgt. Ich will nicht grausam sein und dich unglücklich machen. Kehre zurück nach der Oberwelt, und gedenke in stillen Stunden deiner Freundin hier auf dem Grunde des Sees, die dir, ach! so gerne folgen möchte, deren unerbittliches Loos sie aber hier unten zurückhält. Als Dank für dein Vertrauen und deine Liebe nimm dieses kleine Steinchen mit in die Heimath. Es entstammt der Tiefe jener wunderthätigen Quelle, aus der wir ewige Jugend schöpfen und besitzt die geheimnißvolle Macht, dort, wo es niederfällt, eine Quelle

von heilbringender Kraft hervorspringen zu lassen. So lebe denn wohl, geliebter Freund!"

Und Bernfried versank wieder in einen tiefen Schlaf, in dem es ihm vorkam, als preßten sich zwei heiße Lippen auf die seinigen, und als hörte er unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Dann fühlte er, wie er emporgetragen wurde in freiere Lüfte und dann weit, weit fortgeführt, wie es ihm schien, über Berg und Thal. Nun glaubte er das Blöcken der Lämmer und das freudige Bellen seines Hundes zu vernehmen. Er schlug die Augen auf und saßte sich fragend an die Stirne, ob es ein wirrer Traum gewesen, was er da Alles erlebt auf dem Grund des Waldsees, oder Wirklichkeit. Er befand sich auf einer sanft ansteigenden Höhe mitten unter dem Volk seiner Lämmer und von seinem treuen Hunde bewacht, zu seinen Füßen aber lag sein geliebtes Heimaththal, von den Strahlen der Abendsonne durchglüht, und von dem silberschillernden Dösbach durchflossen. Einen frohen Jauchzer sandte er in die Lüfte, da fühlte er einen schweren Gegenstand in seiner Tasche und zog den Stein hervor, den ihm die Seejungfrau gegeben. Im jubelnden Glück, daß er in sein heimathliches Thal zurückgekehrt, warf er ihn übermüthig in die Luft. Der Stein kam in's Rollen, sprang in wilden Säken in's Thal hinab und blieb dort endlich liegen. Wo er aber auf die Erde aufgesetzt hatte, da sprudelte lustig eine Quelle hervor, und wo er liegen geblieben, da hatte er die kräftigste und heißeste, „die Hölle“, aus der Tiefe gezaubert. Und

was die Seejungfrau versprochen, das erfüllte sich bald. Kranken und Siechen brachte die Quelle die ersehnte Genesung und noch heute werden die wunderthätigen Quellen Baden-Badens von vielen tausend Leidenden aufgesucht.



4. Engels- und Teufels-Kanzel.

Auf der Hochebene, rings um den Mercurius-Berg herum, lebte vor Urzeiten ein arbeitsames, frommes Völkchen, das von Ackerbau und Viehzucht sich redlich ernährte. Das war dem Satan in der Hölle stets ein Dorn im Auge gewesen, und er hatte schon oft durch allerhand teuflische Künste das Herz dieser Leute zu verlocken gesucht. Er schickte seine Abgesandten, die bald in dieser, bald in jener Gestalt erschienen, bald den Aelteren als reisende Händler, die aus fernen Ländern kostbare Schätze mit sich führten und sie ihnen versprachen, wenn sie ihrem Willen sich fügten, bald den Jüngeren in herrlicher Jugendfrische und Schönheit, um ihre Sinne zu umstricken, bald auch endlich in ihrer wahren Teufelsgestalt, um zu drohen und zu schrecken. Immer aber waren seine Versuche mißglückt, und seine Abgesandten kehrten ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben in die Hölle zurück. Der Geist Gottes waltete sichtlich über dem braven Völkchen und beschützte ihre Herzen vor jedweder Versuchung. Da



DIE ENGELS- UND TEUFELSKANZEL.

ergrimmt der Teufel in gewaltigem Zorn und beschloß, selbst auf die Erde emporzusteigen und in eigener Person die Leute sich zu eigen zu machen. Er führte auch bald seinen Entschluß aus, und in einer Nacht brach er mit Donner und Blitz aus der Hölle hervor. Ein gewaltiges Erdbeben ließ die Leute aus ihrem friedlichen Schlummer emporfahren, und als sie sich ängstlich auf dem Felde zusammengefunden hatten, da öffnete sich vor ihnen die Erde, und mit furchtbarem Getöse stieg aus einem züngelnden Flammenmeer der Höllenfürst selbst hervor. Er hatte sehr klug berechnet, daß er die arglosen Gemüther erst durch Zittern und Schrecken betäuben und sich ihnen in seiner ganzen ihm zu Gebote stehenden Macht zeigen müsse, um hierdurch ihre Herzen gefügiger und geneigter zu machen, seinen Verlockungen nachzugeben. Und wirklich schien er richtig gerechnet zu haben; denn als er darauf im Morgenrauen auf einem erhöhten Felsen am Abhang des Mercurius erschien, da sammelten sich um ihn die geängstigten und erschreckten Umwohner in großer Zahl, Junge und Alte, und hörten seinen Worten zu. Er sagte ihnen, daß sie heute Nacht wohl empfunden haben müßten, wie mächtig und allgewaltig er sei, und was er mit ihnen machen könne und würde, wenn sie ihn verachten. Nunmehr ging er aber in einen wohlwollenden Ton über und setzte ihnen auseinander, welche Freuden und Genüsse sie zu erwarten hätten, wenn sie seiner Führung sich anvertrauten. Alle Lust der Erde solle ihnen werden, in Reichthum und Pracht sollten sie

schwelgen, ohne eine Hand zu rühren, und nie solle Armuth und Krankheit unter ihnen weilen. Gleichzeitig ließ er durch seine Begleiter, die er mitgebracht, Gold und Silber und kostbare Geschenke unter die Menge vertheilen, sowie Schmuck und prächtige Gewänder, die das Auge blendeten. Und als er die Wirkung dieser Kunstgriffe sah, da erhob er mächtiger seine Stimme:

„Dies Alles soll Euch werden, und es soll immer so bleiben Euer Leben lang, wenn Ihr Gott verläugnet und betend vor mir niederkniet!“

Starres Schweigen ergriff die Menge nach diesen Worten, und lautlose Stille herrschte über der ganzen Versammlung. Bange Zweifel hatten Aller Herzen ergriffen, und fast schien sich die Wagschale zu Gunsten des Teufels zu neigen, — da erklang ein leises Säuseln in den Lüften, durch das dichte Gewölk brach ein heller Sonnenstrahl, und auf einer lichten Wolke schwebte eine wunderbare Erscheinung vom Himmel herab. Gott sandte im entscheidenden Augenblick des bangen Zweifels einen seiner Engel zur Erde hernieder, um des Teufels schändliches, Bubenstück zu nichte zu machen. Gleichzeitig erhob sich, dem Standpunkt des Teufels gegenüber, ein viel mächtigerer Fels, auf den sich, wie auf eine Kanzel, die lichte Gestalt niederließ.

Mit langem, hellshimmerndem Gewande angethan, die Friedenspalme in der Hand, so stand die hehre Engelsgestalt auf dem Felsen, Alles weithin überragend und allen sichtbar, und aus seinen Augen strahlte ein

so himmlisches Feuer, daß Alle, wie gebannt, sich ihm zuwandten und vor ihm niederknieten. Ein Gluthen ging durch die Menge, und jeder suchte zuerst der Engelsgestalt zuzustreben. Bald hatten alle die Teufelskanzel verlassen und schaarten sich zu Füßen des göttlichen Abgesandten, der jetzt, mit weithin klingender Stimme, zu dem Volke sprach. Er erzählte von Gottes Wundern, von seiner Allmacht und Allgüte und von dem herrlichen Lohn, der den guten Menschen im Jenseits erwarte. Athemloses Schweigen ergriff die Menge, die jedes Wort in ihr Herz aufnahm, als ob Gott selbst zu ihnen spräche. Jeder Zweifel war gebrochen, und einstimmig erklang ein feierlicher Lobgesang zu Ehren des alleinigen Gottes. Wundermild erglänzte des Engels Antlitz; er erhob seine Hand gegen den Teufel, und wuthschnaubend versank dieser mit sammt seinen Genossen mit Zischen und Tosen in die Hölle zurück.

Dann erhob der Engel zum zweiten Mal seine Hand nach der anderen Richtung, und siehe, die Nebel, welche die ganze Gegend bisher verschleiert hatten, verschwanden, und es öffnete sich vor den erstaunten Blicken ein wunderliebliches Thal, durchflossen von einem hellrieselnden Flützchen, an dessen Ufern grüne Wiesen mit dunkeln Wäldern sich abwechselten. Wo vorher wild zerklüftete Felsen gewesen waren, da prangte jetzt alles im schönsten Blüthen- und Blumen schmuck. Nochmals erhob der Engel seine Stimme: „Dorthin schauet, Ihr Lieben, das ist die Stätte, die Unser Gott

Euch zur Wohnung anweist. Nehmt sie in Besitz, und preiset den Höchsten für seine Güte!"

Eine lichte Wolke nahm den Engel wiederum auf und führte ihn vor den andächtigen Blicken des Volkes in den Himmel zurück.

Auch heute grünt und blüht noch jenes herrliche Thal von Baden-Baden, auch heute steht noch gegenüber der Teufelskanzeln die Engelskanzeln, die der fromme Sinn der gläubigen Umwohner mit einem Kreuze geschmückt hat.



5. Der Grafensprung.

Wohl einer der anmuthigsten Punkte des an herrlichen Orten so reichen Schwarzwaldes ist Schloß Eberstein oberhalb Gernsbach. Auf dem bewaldeten Hange eines mächtigen Bergrückens gelegen, schaut es mit seinen schmucken Thürmchen und den moos- und weinumrankten Mauern so freundlich in das liebliche Murgthal hinab, daß wohl kein Wanderer, der die Murg aufwärts in die Berge hineinpilgert, an ihm vorüberzieht, ohne es zu besuchen. Und wohl keiner, der es besucht, wird den kurzen Weg bereuen; denn sowohl das alte Schloß selbst bietet so viel des Interessanten und Merkwürdigen, als auch wird ihn der selten schöne, weniger durch Großartigkeit und Umfang, als durch seine Anmuth und Lieblichkeit ausgezeichnete Blick reichlich belohnen.

Seit Menschengedenken saßen auf dieser Burg die Ritter von Eberstein. Wolfgang von Eberstein, einer der tapfersten seines Geschlechts, war das Haupt des seiner Zeit so gefürchteten Schleglerbundes, der besonders Eberhard den Greiner befehdete, den

mächtigsten Grafen von Württemberg. Fast wäre es den Schleglern gelungen, diesen in Wildbad aufzuheben, und nur mit großer List war er ihnen auf Schleichwegen entkommen. Da hatte sich der Greiner in grimmem Zorne verschworen, alle Theilhaber des Bundes zu vernichten und ihre Felsenester dem Erdboden gleich zu machen.

Bei mehreren hatte er es schon erreicht, so mit den Strubenhard im Enzthal und mit Höfingen und Berneck. Nun zog er mit einem mächtigen Heere, verstärkt durch Mannen aus Augsburg, Ulm und Straßburg, gegen die Ebersteiner Burg. Fast endlos erschienen die Schaaren der Streiter, die in das sonst so stille Murgthal einbrachen. Doch auch der Ebersteiner war gerüstet. Seine Burg war wohlbemannt und für lange Monde versehen. Auch waren noch mehrere Freunde und Waffengefährten von den benachbarten kleineren Burgen mit ihren Mannen zu ihm gestoßen, so daß eine stattliche Schaar des Greiners Ansturm entgegentrat. Bereits mehrere Monde hatte so der Greiner vor der Burg gelegen, und manch' braver Kette hatte mit seinem Blute die grünen Ufer der Murg gefärbt. Doch fest standen die Burg und ihre Vertheidiger. Schon begannen die Schaaren Eberhards ungeduldig zu werden; das ganze Thal hatten sie bereits ausgebeutet, und Hunger und Krankheiten stellten sich in ihren Zelten ein. Das wußten aber die im Schlosse sehr wohl durch ihre getreuen Kundschafter. Wolfgang wurde übermüthig und vermaß sich, un-

angefochten mitten durch ihr Lager zu dem befreundeten Pfalzgrafen im Unterland zu reiten. Schnell ließ er die That den Worten folgen, und am nächsten Morgen sprengte er, zum geöffneten Hofthor hinaus, in das Thal hinab. Erst eine kurze Strecke hatte er zurückgelegt, da begegnete ihm plötzlich ein Ritter hoch zu Roß, und mit Staunen erkannte er in ihm Eberhard, seinen Todfeind. Dieser ruft ihm höhrend zu: „Ei! sieh da! Herr Wolfgang, da kommt Ihr ja selbst! Habt Ihr nun Eure Ohnmacht erkannt und wollt zu Kreuze kriechen? Wohlan, so reicht mir Euer Schwert und öffnet meinen Streitern die Thore Eures Raubnestes!“ — „Oho, Herr Eberhard, gar gewaltig irrt Ihr Euch! Habt wohl schlecht geschlafen und könnt Eure wirren Träume noch nicht los werden? Nein, Langeweile habe ich empfunden in meinem Schlosse droben, da Ihr Euch aus Euren Zelten nicht mehr herausfindet. Wollte eben selbst einmal nachschauen, ob Ihr alle im Winterschlaf träumt!“ — Wüthend zog der Greiner sein Schwert und drang auf Wolfgang ein. Doch dieser wehrte sich muthig, und lange schwankte der Kampf hin und her. Schon begannen Eberhards Kräfte dem fortwährenden Anprall des jugendlicheren Ebersteiners gegenüber zu schwinden, da sprengten von allen Seiten die Streiter zur Hilfe aus dem Lager herbei, das durch das Waffengetöse aufmerksam geworden. Schon erblickte sich Wolfgang von allen Seiten umringt, da wandte er plötzlich mit kräftiger Faust sein Roß und sprengte todesmuthig in das dichteste Gewühl seiner

Feinde, die starr ob solcher Tollkühnheit ihn nicht zu hindern vermochten. Doch schnell nahmen sie die Verfolgung auf, zogen einen immer engeren Kreis um ihn und drängten ihn so dem steilen Abhang zu, in dessen Tiefen die hochangeschwollene Murg dahinbrauste. Nach der Richtung auf Obertsroth zu riß er sein Roß herum und sprengte geraden Wegs auf einen fahlen Felsen, der fast senkrecht in die Tiefe hervorspringt. Wohl war Wolfgang's Roß wund und blutig von den Dornen des Gestrüpps, wohl scheute das edle Thier und bäumte sich hoch auf am Rande des schwindelnden Abgrundes. Aber tief in die Weichen jagte er die Sporen, und einen letzten stolzen Gruß seinen vor Staunen und Verwunderung schier erstarrten Verfolgern zuwerfend, verschwinden Roß und Reiter vor ihren Augen in dem Abgrund. Erst vernahm man nur einen dumpfen Fall, darauf das Riesel'n des vom Fels losgebröckelten und nachstürzenden Steingerölles, — dann war Todesstille! Doch nur auf einen Moment, denn bald hörte man ein leises Plätschern, und die sich am weitesten vorgedrängt hatten, sahen, wie ein Wunder, aus den dunkeln Fluthen ein Haupt emportauschen und zwei kräftige Arme die Wasser theilen. Das treue Roß lag zerschellt am Fuße des Felsens, der Reiter aber schwamm an's Ufer und enteiltte unverfehrt, in rüstigem Lauf, trotz des nachgesandten Pfeilhagels, den Händen des Feindes. Wirklich gelang es dem kühnen Ebersteiner auch, nach wenigen Tagen das Heidelberger Schloß zu erreichen.

Seit der Flucht Wolfgangs war Mißmuth und Unlust im Heere des Belagerers eingekehrt. Die Einen meinten, nun der Vogel ausgeflogen, sei das Nest keines ferneren Sturmes mehr werth, die Andern aber fürchteten mit Recht den Muth des Grafen, der bald mit verbündetem Heere zurückkehren und die Schaaren des Greiners im engen Thale aufreiben würde. So sah sich Eberhard gezwungen, die Belagerung aufzuheben und mit seinen Mannen abzuziehen.

Wolfgang aber verlebte fröhliche Tage im Schlosse des alten Waffengefährten, des Pfalzgrafen am Rhein, der inzwischen seine Mannen zur Hülfeleistung zusammenzog. Und als die Becher beim frohen Mahle erklangen, da meinte der Pfalzgraf lächelnd zum jungen Freunde: „Ja! Wolfgang, viele Sprünge hast Du schon in Deinem Leben gemacht, zumeist waren es Narrensprünge; dies aber, mein wackerer Freund, war in Wahrheit ein Grafensprung.“



6. Alt-Eberstein.

Der herrlichsten Punkte einer im nördlichen Schwarzwald ist die Burg Alt-Eberstein. Man kann sie von Baden aus am besten erreichen, indem man den Weg nach der Engels- und Teufelskanzel hinaufsteigt, sich dann nach links wendet und durch das Dorf Eberstein mitten hindurch geht. Am jenseitigen Ausgange des Dorfes erhebt sich ein kleiner steiler Hügel, dessen Spitze die noch sehr gut erhaltene Ruine krönt. Eine überraschend schöne Aussicht genießt man von dort aus. Tief unten breitet sich am Fuße der sanft abfallenden und mit buntem Wald bestandenen Höhe die Thalebene aus, durch die weithin glitzernd der Rhein seine mächtigen Fluthen wälzt. Weiter hinaus sieht man die blauen Höhenzüge des Wasgenwaldes in scharfen Umrissen. Während nach links der Blick durch den höher gelegenen Rücken des Badener Berges gehemmt wird, öffnet sich nach rechts das anmuthige Murgthal mit seinen schmuckten Dörfern und Weinhängeln und der leise rauschenden Murg. Gar



ALT EBERSTEIN.

trozig erhebt es noch heute seine stolzen, epheubewachten Mauern und Thürme. In früheren Zeiten aber hausten hier angesehene Rittersleute, und die Familie der Ebersteiner zählte stets zu den mächtigsten des Landes. Im lothringischen Kriege hatten es nun die Grafen von Eberstein nicht mit dem Kaiser, sondern mit seinen Feinden gehalten. Um sie hierfür zu strafen, zog Otto I. von Straßburg her mit vielen Mannen gegen die Burg und belagerte sie. Doch es wollte ihm nicht gelingen, sich ihrer zu bemächtigen, und so oft er es versuchte, sie im Sturm zu nehmen, immer wurden seine Schaaren mit blutigen Köpfen heimgeschickt. So lag er denn schon über zwei Jahre vor der Burg, ohne sie einnehmen zu können, denn die Grafen hatten in ihren Kammern viel Früchte und Lebensmittel aufgespeichert und konnten es noch lange aushalten. Darob ergrimmte gar gewaltig der Kaiser Otto, und er berief einen Kriegsrath, wie dem Ebersteiner wohl beizukommen sei. Da schlug ein Ritter von Lichtenstein vor, der Kaiser möge ein großes Turnier nach Speyer ausschreiben und dazu die Fürsten, Grafen und Rittersleute einladen. Auch die Ebersteiner möge er entbieten und ihnen freies Geleit gewähren. Sicher würden die stolzen Grafen der Einladung folgen, und während ihrer Abwesenheit könne dann das Felsen-
nest leicht überrumpelt werden.

Lange überlegte der Kaiser. Wohl dünkte es ihm unehrenhaft, daß er seine Hand dazu bieten sollte, den tapfern Feind auf solche Weise gefangen zu nehmen.

Nur von seinem Töchterlein, einer reizenden, eben erblühten Jungfrau von siebzehn Jahren, die nach damaliger Sitte dem Vater in's Kriegslager gefolgt war, und dem Feldbischof begleitet, ritt er stillschweigend, in ernstes Grübeln versunken, in das Lager. Bittere Noth sah er, wohin sein Auge schweifte, und das verheerende Elend des Hungers und der Krankheit starrte ihm aus vielen Hundert hohläugigen Gesichtern entgegen. Immer tiefer und finsterner wurde die Falte auf der Stirn des Herrschers. Da wurde, als er in der Nähe seines Zeltes wieder angelangt war, eine Bahre hergetragen, auf der, zum Tode verwundet, eine kräftige Mannesgestalt ruhte. Schweigend deuteten die umstehenden Ritter auf die Bahre, welche die Träger leise auf die Erde niederstellten. Mit bleichem Antlitz ritt Otto langsam näher und schaute mit tieftraurigem Blick auf die verstörten Züge und die gebrochene Gestalt des Verwundeten. Ottomar von Turneck war es, sein treuester Berather und Freund, ein Kämpfer, wie er nur wenige in seinem Gefolge hatte, der todesmatt, mit brechendem Auge, hier vor ihm lag, von einem wohlgezielten Schuß aus der Burg getroffen. Hochauf loderte da der kaiserliche Zorn, und eine maßlose Wuth ergriff ihn über seine Ohnmacht, daß er als Kaiser die Frevel eines einfachen Rittersmannes nicht zu strafen vermochte. Und auf den gefallenem Freund deutend, begann er mit laut hin tönender Stimme zu seiner Tochter, welche es hauptsächlich gewesen war, die ihm den Plan des Ritters, den Eber-

steiner fortzulocken und dann seine Burg zu überfallen, widerrathen hatte: „Sieh' her, Elfriede, mein Kind, welch' ungeheure Gräuel hier vor sich gehen, ungerächt und ungestraft. Alle meine Freunde und Tapfern verliere ich hier vor der Burg des Verwegenen, der sich noch brüsten darf, einem Kaiser muthig und übermüthig Troß zu bieten. Könnte ich es je im Leben vermindern, daß ich vor den Mauern einer einzelnen Burg, vor den Lanzen zweier tollkühner Rittersleute habe mein Schwert in die Scheide stecken und fruchtlos mit meinem Heere abziehen müssen? Nein! und tausendmal nein! Mein muß die Burg werden; die Ebersteiner sollen vor mir zu Kreuze kriechen und süßfällig Abbitte thun für ihren Troß und Uebermuth. — Ihr Rittersleute hier, Ihr habt den Vorschlag des Ritters von Lichtenstein gehört. Wohlan! es sei! Laßt uns den fecken Ebersteiner durch List fangen. Genug sei hier edles Blut geflossen; Du, treuer Freund hier, sollst der Letzte sein, der sein Blut geopfert!“

Die Belagerung wurde scheinbar abgebrochen. Die Mannen zogen ab, doch unbemerkt kehrte etwa die Hälfte, und zwar die Besten und Tapfersten, in der Nacht wieder um und verbarg sich in der waldigen Schlucht, die nach der Ebene hinabführt. Otto aber schrieb ein großes Turnier nach Speyer aus und lud dazu auch die Ebersteiner freundlich ein. Der Friede schien hergestellt, und die Ritter verließen, der Kaiserlichen Einladung trauend, die Burg und ritten arglos nach Speyer.

Die Festlichkeiten verliefen aufs Glänzendste. Aus allen Gauen waren die Ritter und Edeldamen zusammengeströmt, und ein buntes Wogen und Treiben entfaltete sich am Kaiserlichen Hoflager. Im Laufe des Tages fanden die Ritterspiele und Turniere statt, bei denen sich besonders die Ebersteiner durch ihre Kühnheit und Gewandtheit hervorthaten. Manches Jungfrauenauge folgte mit Wohlgefallen ihren Bewegungen, wie sie ihre Rosse zu tummeln und ihre Gegner aus dem Sattel zu heben verstanden. Vorzüglich aber war es der Jüngste der Brüder, der durch seine jugendfrische, stolze Erscheinung und seine ritterliche Art die Frauenherzen bestrickte, und auch die ganz besondere Anerkennung der Tochter des Kaisers sich gewann. Mit athemloser Spannung folgte Elfriede jeder seiner Bewegungen und begrüßte sein jedesmaliges Erscheinen mit freudestrahlenden Blicken. Als er gegen Ende der Spiele bei der Tribüne vorbeiritt, von der aus die Damen, und an ihrer Spitze die Prinzessin, dem Turnier gefolgt waren, sich vor Elfriede ritterlich verbeugte und dabei sein Roß mit plötzlichem Ruck parirte und es auf die Kniee niederdrückte, da riß sie hoch erröthend die Rose von ihrer Brust und warf sie dem Ritter zu. Freudig preßte sie dieser an die Lippen und sprengte mit kühnem Satz über die Barriere. Am Abend fand dann ein prächtiger Reigen statt, an dem auch Otto mit seiner Tochter theilnahm. Da konnte sich aber Elfriede nicht mehr länger bezwingen. Der Ritter hatte einen zu mächtigen Eindruck auf ihr

Herz gemacht. Und diese edle, jugendfrische Gestalt sollte einem hinterlistigen Anschlag zum Opfer fallen, seine so tapfer vertheidigte Burg sollte in Flammen aufgehen, und er selbst gefangen oder gar getödtet werden? Und was das Furchtbarste war, sie selbst sollte durch ihre Unterhaltung, durch ihren Liebreiz den Ritter noch unbefangener und argloser machen? Nein, ganz energisch sträubte sich ihr Innerstes gegen eine derartige Handlungsweise. So stolzes Vertrauen sollte nicht auf so hinterlistige Weise verrathen werden. Nach dem ersten Tanze, den der Ritter mit Elfriede getanzte, zog sie ihn schnell in einen der weiten Bogengänge des Saales, theilte ihm dort in athemloser Schnelle, mit flüsternder Stimme, den ganzen verrätherischen Plan mit und forderte ihn zu ungesäumter Rückkehr auf. Hoch erregt küßte ihr der Ritter die Hand und trat dann mit ihr in den Kreis der Tanzenden zurück. Beim Morgengrauen aber verließen die Herren von Eberstein ungesehen Speyer und kehrten, auf nur ihnen bekannten Schleichwegen, in ihre Burg zurück, wo sie sich sofort zu energischer Gegenwehr vorbereiteten.

Als in der nächsten Nacht die Kaiserlichen aus ihrem Versteck hervorbrachen und gegen die Burg vordrangen, wurden sie von einer wohlgerüsteten Schaar empfangen und erblickten zu ihrem Schrecken an ihrer Spitze die Ebersteiner selbst, die sie fernab in Speyer vermuthet hatten. Mit blutigen Köpfen wurden sie nach kurzem Kampfe heimgeschickt, und auch ein erneuter Sturmversuch siegreich zurückgewiesen.

Als Otto diese Ereignisse mitgetheilt wurden, war er zuerst rathlos, was nun zu beginnen sei. Er konnte sich nicht denken, wer den so sorgsam geheim gehaltenen Plan verrathen haben könnte, und begann an der Treue seiner nächsten Vertrauten zu zweifeln. In die Burg aber sandte er drei Abgesandte, um mit den Rittern einen Vergleich abzuschließen, wonach sie in Gnaden wieder aufgenommen werden und im Besitze ihrer Burg verbleiben sollten, wogegen sie sich verpflichten mußten, fußfällig beim Kaiser Abbitte zu thun. Mit verbundenen Augen wurden die Abgesandten in die Burg und vor die Ritter geführt. Als die Binde fiel, befanden sie sich in dem großen Ahnensaal und wurden von den Ebersteinern freundlich empfangen und bewirtheet. Dann führte man sie in den Waffensaal, wo Tausende von Pfeilen und Lanzen aufgestapelt lagen und darauf in die Kornkammer, die für Jahre hinaus noch Lebensmittel und Fässer edlen Weines enthielten.

„Dies hier berichtet dem, der Euch gesandt:“ damit entließ sie der Älteste der Brüder, „und sagt dem Kaiser, eher sollte die Burg über ihren Häuptern zusammenstürzen und sie zermalmen, ehe die Ritter von Eberstein von ihrem guten Recht abließen und Abbitte leisteten für eine Handlungsweise, die aus ihrer reinsten Ueberzeugung hervorgegangen sei.“

Der Kaiser vernahm die Botschaft, welche die drei ihm brachten und sah wohl ein, daß es ihm durch Gewalt nicht gelingen würde, der Burg und deren Besitzer Herr zu werden. Dazu riethen ihm die Ältesten

und Weisesten seines Rathes, er möge doch lieber Frieden schließen mit den Ebersteinern und die tapferen und stolzen Kecken sich zu Freunden machen. Solche Freunde könnten dem Herrscher nur Nutzen und Vortheil bringen. Und um die Freundschaft zu befestigen, möge er doch dem jüngsten der Ritter sein Töchterlein zur Gattin geben, die, wie man beim Turnier wohl bemerkt, den schönen und ritterlichen Eberhard in ihr Herz geschlossen habe. Lange zauderte der Kaiser. Als ihm aber Elfriede selbst erklärte, daß der tapfere Rittersmann ihr Herz gewonnen habe, und als sie ihm schmeichelnd die Arme um den Nacken legte, und ihn so flehend mit den großen Kinderaugen anschaute, da war es vorbei mit seinem Widerstand.

Er bot den Ebersteinern einen ehrenvollen Frieden, und bald nahmen sie einen hervorragenden Platz unter seinen Vertrauten und Rathgebern ein. So erbitterte Gegner sie früher dem Kaiser Otto gewesen waren, so treue, uneigennützigte Freunde blieben sie ihm jetzt.

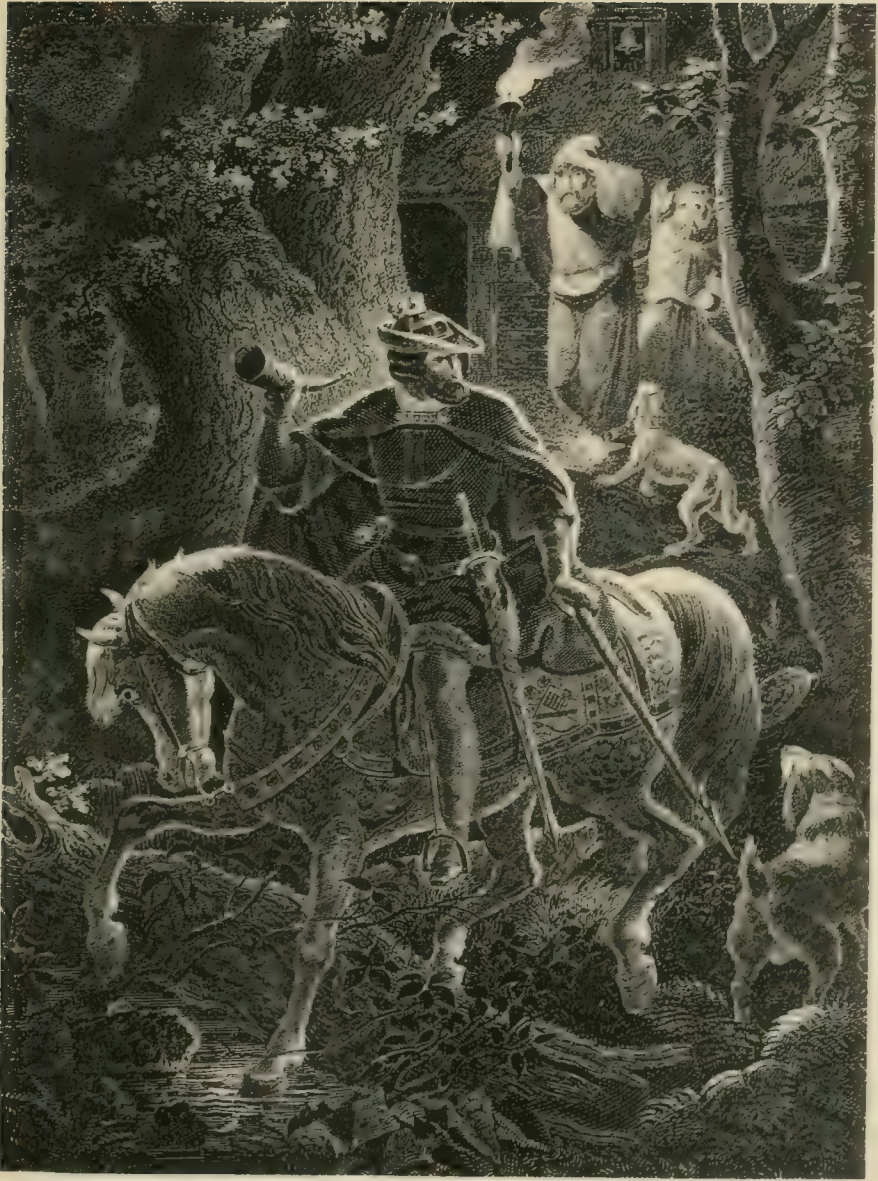
Eberhard aber führte im Lenz des nächsten Jahres die schöne Elfriede als sein getreues Gemahl auf seine Burg.



7. Der Fremersberg.

Mit dem beginnenden Herbst des Jahres 1445 waren auch die Freuden der Jagd am Hofe des Markgrafen Jakob wieder eröffnet worden. Von weit her waren die Verwandten und Freunde von heimathlichen Burgen und Schlössern herniedergestiegen, um auf den gesegneten Jagdgründen des Schwarzwaldes dem edlen Wild nachzustellen. Wenn die Herren mit ihrem Gefolge dann zu kurzer Rast in einem Waldhause oder Jagdschloßchen einkehrten, um ihr Mittagsmahl einzunehmen und einen fröhlichen Jägertrunk zu thun, da warteten ihrer bereits die Damen, um am heiteren Mahl theilzunehmen. Dann begann auf's Neue mit Hörnerschall das wilde Treiben, bis die Herren endlich am Abend, reich an Beute und den Kopf voll lustiger Abenteuer, die sie nicht schnell genug zum Besten geben konnten, nach der Burg heimkehrten.

So waren denn auch an einem sonnigen Herbstmorgen der Markgraf mit seinem Gefolge, in der Richtung nach dem Fremersberg, zur Jagd ausge-



FREMERSBERG.

ritten. Die Dämmerung war schon hereingebrochen, und reiche Beute wurde dem Troß nachgefahren. Bereits sollte der Sammelruf die Zerstreuten herbeilocken, um die gemeinsame Heimkehr anzutreten. Da brach durch das dicke Gestrüpp, von den eifrigen Hunden verfolgt, ein prächtiger Hirsch hervor, dessen schlanke Füße bei den gewaltigen Sätzen kaum den Boden zu berühren schienen. Dieser herrliche Anblick entfachte in den Jägern auf's Neue die Jagdlust, und mit schmetterndem Hörnerklang sprengte die muntere Schaar dem Wilde nach, Allen voran der Markgraf. Doch das stolze Thier mußte sich immer von Neuem seinen Verfolgern zu entziehen. Bald hatten an einem Bächlein die Hunde seine Spur verloren. Die Jagd war zurückgeblieben und nahm die Verfolgung nicht wieder auf. Nur der Markgraf konnte seine Lust nicht bezähmen und folgte am jenseitigen Rande des Baches der wieder aufgefundenen Spur. So trennte er sich von der übrigen Gesellschaft und ritt allein in ganz unbekannter Gegend weiter. Da erhob sich ein heftiger Sturmwind und trieb die welken Blätter hoch in die Lüfte. Es hatte sich, von den Jagenden in ihrem Eifer unbemerkt, ein schweres Gewitter zusammengezogen, das sich nun unter Donner und Blitz entlud. Grell und flammend zuckten die Blitze durch das nächtliche Dunkel, das vom Ungewitter beschleunigt, der Abenddämmerung schneller gefolgt war. Dazu rollte der Donner und hallte in den Schluchten des Waldes mächtiger wieder. Der Markgraf hielt sein Roß an

und fand sich nun rathlos in einer öden Wildniß. Der Sturm peitschte ihm den kalten Regen und dürre Zweige von den mächtigen Nestern in's Angesicht. — Das sonst so muthige Roß zitterte am ganzen Körper und schnaubte mit seinen Nüstern. Jedesmal, wenn ein züngelnder Blitz herniederfuhr, bäumte es sich zur Seite und drohte seinen Reiter abzuwerfen. Da stieß dieser in sein Jagdhorn, daß es laut und schauerlich durch den Wald schallte. Doch keiner seiner Gefährten antwortete, und trostlos sah er sich verlassen in der fremden Gegend. Als auch der zweite Ruf wirkungslos verhallt war, und er mit einem „Gott steh' mir bei!“ das Horn zum drittenmal an die Lippen setzte, da stand, wie aus der Erde entstiegen, eine hagere Greisengestalt, in eine graue Kutte gehüllt, vor ihm und ergriff mit kräftiger Hand und einem frommen Gruß die Zügel des Pferdes. Und ehe noch der Markgraf sich von seinem Staunen erholt hatte, sah er durch die Zweige ein helles Licht schimmern, das ihn ein gastlich' Dach hoffen ließ. Freundlich wurde er dort von einem andern, aus dem Hause ihm entgegentretenden Mann willkommen geheißen und unter das schützende Dach geleitet, während sein braver Führer das Roß in eine sichere Stallung führte. Zwei Mönche waren es, ehrwürdige Gestalten, Bruder Heinrich und Bruder Gottfried, die hier in der Einsamkeit ein gottbeschaunliches Einsiedlerleben führten. Bei einem guten Mahle erholte sich der fürstliche Gast bald von den Strapazen und dem Ungewitter und fand auf einer

reinlichen Lagerstätte, die nur aus duftendem Heu und einer einfachen Decke bestand, einen so erquickenden Schlummer, wie er ihn in den Prunkgemächern seines Schlosses kaum je genossen hatte. Beim Morgengrauen erhob er sich von seinem Lager und nahm dankerfüllt Abschied von seinen freundlichen Wirthen. Sein Ross stand, schon freudig wiehernd, vor der niederen Thür der Hütte; er bestieg es und ließ sich von den Mönchen noch das Geleite geben, bis er den Weg nach seiner Burg und zu seiner ihn angstvoll erwartenden Gattin nicht mehr verfehlen konnte. Ihm war so froh und glücklich zu Muthe, und kräftig schüttelte er die Hände seiner treuen Gastgeber. „Gott vergelte Euch Eure Gastfreundschaft, und als meinen Dank gestattet mir, daß ich an dem Ort, an dem mir zu so schwerer Stunde Aufnahme gewährt wurde, ein Kloster erbaue. In diesem sollt Ihr müden Wanderern, wie ich es gewesen, Obdach und Stärkung gewähren und in frommen Gebeten dessen gedenken, der Euch das Kloster gestiftet hat.“

Und der Markgraf hielt sein Wort. An Stelle der Einsiedlerklause erhob sich ein stattlicher Klosterbau, der im Jahre 1451 vollendet, und zu dessen erstem Abt der Pater Heinrich ernannt wurde. Pater Gottfried war während des Baues schon gestorben. Von der treuen Sorgfalt der Mönche geleitet, wurde das Kloster bald ein Segen für die ganze Gegend. Im Jahre 1689 entging es glücklich der allgemeinen Zerstörung, und bestand bis zum Jahre 1826, wo die

Mönche ausstarben. Darauf wurden die alten Gebäude abgebrochen, und der Besitzstand getheilt und verkauft. Ein Theil wurde zu einem Weinberg umgewandelt, der einen vorzüglichen Wein liefert, ein anderer Theil zu einer Gastwirthschaft hergerichtet. Bald darauf aber wurde das Ganze wieder vereint und bildet heutigen Tages einen herrlichen Landsitz.





DIE GEISTERHOSSELIT ZU LAFF.

s. Die Geister-Hochzeit zu Lauf.

An einem schönen Herbstmorgen war es, als ein junger Rittersmann aus den Thoren der Yburg hinausritt, von dem alten Ritter und dessen Sohne freundlich geleitet. Er war am Abend zuvor, müde und hungrig, von einem weiten Ritt in die Burg eingekehrt, um ein gastliches Nachtlager zu erbitten. Schwer hatte ihm das Schicksal mitgespielt; die Burg seiner Ahnen, am schönen Mainstrom gelegen, war von den Würzburg'schen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht worden. Seinen Vater hatte der Tod aus Feindeshand auf den Mauern seiner Burg ereilt, und so war denn der Sohn in die weite Welt gezogen, um einen entfernten Verwandten seiner Mutter, Ritter Wolff von Wolffsheim, aufzujuchen. Vertrauend auf seine Jugendkraft und sein gutes Schwert, zog er nun festen Muthes seines Weges an den Weinhügeln des Schwarzwaldes entlang, um die noch etwa fünf Meilen südwärts gelegene Wolffsburg zu erreichen. Um die Mittagszeit, als die Sonne glühend heiß herniederbrannte, kam er in ein kleines Dörfchen und

stieg im Gasthaus zum Bären ab, um sich und sein Kößlein von den Anstrengungen des langen Rittes zu erfrischen. Der Wirth, ein freundlicher, alter Mann, hatte sich bald mit dem frischen Junker in ein Gespräch über Land und Leute eingelassen, und erzählte ihm manch' interessantes Stücklein von den Fehden der letzten Zeit. Als er vertraulicher geworden, da erzählte er wohl auch von den Herrengeschlechtern der Umgegend und ihrem Thun und Treiben. Als er gehört, welchen Weg sein Gast zu nehmen gedente, da meinte er, er möge, wenn er dann im Abenddunkel den Flecken Ottersweier passirt habe, nur die große Bergstraße am Fuße der Höhe weiter verfolgen, nicht aber den kürzeren Nichtweg über die alte Ruine *Vau f* einschlagen, denn da oben sei es oft nicht recht geheuer, und zumal heute, wo Vollmond sei. — Laut auf lachte der Junker, den die Worte des Alten ungemein zu belustigen schienen: „Ei! ei!“, sagte er, „welch' schwaches Herze scheint Ihr mir wohl zuzutrauen, daß ich vor Geistern und Nachtgespenstern mich fürchten sollte! Doch Ihr habt die Neugier in mir wach gerufen, und an Euch ist's jetzt auch, sie zu befriedigen! — Erzählt mir drum, was Ihr von der Ruine und ihrem Spuck wißt!“ — Ernst und bedächtig schüttelte der Alte sein Haupt und schien so freie Rede nicht zu billigen. Doch kam er dem Wunsche seines Gastes bald nach und begann zu erzählen:

„Vor altersgrauer Zeit waren die Ritter von *Vau f* gar gewaltige Herren, aber mehr gefürchtet als geliebt in der ganzen Umgegend, denn ihre Mannen hatten

bei den strengen Frohndiensten, die sie ihnen leisteten mußten, kaum genug, um ein dürftiges Dasein zu fristen. Die Herren aber lebten in Saus und Braus, und manch' stiller Reisender, so erzählt man sich, der friedlich seines Weges gezogen war, wurde von ihnen ausgeplündert und schmachtete in der alten Burg im tiefen Verließ. Bei einer großen Fehde, welche die Ritter mit den Ebersteinern hatten, fiel, wiewohl die Ihrigen Sieger gewesen, der Vater und seine beiden Söhne durch Feindeshand. Als einziger Sproß des alten Geschlechts war die Tochter übrig geblieben, die aber noch nie die väterliche Burg verlassen hatte, und nie von einem Bauern oder Umwohner erblickt worden war. Man erzählte sich nur, daß sie von wunderbarer Schönheit sein solle, aber ebenso hochfahrend und unnahbar stolz, daß man glauben müsse, ihre Brust sei kalter Marmor. Viele Freier, schöne und stolze Rittersöhne, zogen wohl gen Lauf, aber nie sah man einen wieder, und es verbreitete sich bald unter dem Volk die grause Kunde, daß sie jedem ihrer Freier die Aufgabe stelle, er solle drei Mal die hohe Zinne der Burgmauer umreiten, und erst nach Gelingen des schier unmöglichen Wagnisses als Preis das Edelfräulein heimführen. Und wieder war ein junger Freier gekommen, ein frischer Jüngling mit treuherzigen, blauen Augen und blonden Locken. Nichts konnte ihn abhalten, den Ritt zur Burg zu wagen, den schon so viele vor ihm zu ihrem Verhängniß unternommen hatten. In derselben Nacht aber sahen die Umwohner aus der

Burg auf einmal blaue Flämmchen emporzüngeln, und ehe die erschreckten Bauern herbeieilen konnten, war die Burg ein rauchender Trümmerhaufen, von den Bewohnern aber war keine Spur mehr zu entdecken. Seit dieser Zeit ist der Ort bei allen verrufen, und scheu geht jeder, das Kreuz schlagend und ein stilles Ave betend, am Tage schnell vorüber, wenn ihn sein Weg dort vorbeiführt. Nachts aber wagt keiner die verrufene Stätte zu betreten, und wer es gethan, der hat auch die Strafe seiner Verwegenheit bald empfangen, denn entweder ist sein Geist von all' dem Grausigen, was er dort zu sehen bekam, umnachtet worden, oder man fand am nächsten Morgen seinen Leichnam in der Ruine. Am gefährlichsten aber ist die Zeit, wo der Mond sein volles Licht auf jene Unglücksstätte wirft.“ —

Mit aufmerksamem Ohr hatte der Junker der Erzählung des Alten gelauscht, und als er geendet, schüttelte er ihm dankbar die Hand und erhob sich mit den Worten: „Nun, mein Freund, so will ich es denn versuchen, den Spuck zu lösen und die Gegend von diesem Schrecken zu befreien. Ich bin jung und muthig, habe weder Eltern, noch Weib und Kind, noch ein Heim, für das ich leben und schaffen könnte. — Gehabt Euch wohl und herzlichen Dank für Euern Bericht!“ — Nicht vermochten ihn die dringenden Bitten des Wirths zurückzuhalten. Der Junker bestieg sein Roß und ritt von dannen.

Als er durch das Städtchen Bühl kam, begann es bereits zu dunkeln. Schnell nahm er noch in der

Schenke zum Raben einen Imbiß und sprengte zum Ottersweierer Thor hinaus. Kurz vor dem Orte Ottersweier zweigt sich von der breiten Bergstraße, die er entlang geritten war, ein schmalerer Feldweg ab, der, am Hange des Schwarzwaldes hinauf, an der Burgruine Lauf vorbeiführt. Ein großer Stein steht am Kreuzweg, und scheu sprang des Junkers Pferd vor diesem zurück. Eben ging auch der volle Mond klar und silberhell auf, und ließ die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes und das ganze Rheinthal in gespenstischem Lichte erscheinen. Kurz entschlossen lenkte der Ritter sein Pferd auf den Feldweg und ritt in langsamem Tempo die Höhe hinan. Als er um eine Wegebiegung gekommen, sah er plötzlich die Ruine unmittelbar vor sich. Geisterhaft ragten die hohen Mauertrümmer, vom hellen Mondlicht umflossen, in die Lüfte. In Gedanken versunken, ritt der junge Recke vorwärts. Vor dem alten Schloßhof angekommen, nahm er allen Muth zusammen, schalt sich einen blöden Thoren, der auf einen kleinlichen Aberglauben hin von einem Entschluß sich abschrecken ließe und ritt kühn durch das halbverfallene Thor in den Burghof ein. Er spähte ringsumher, — da erblickte er auf einmal in einem der noch halbwegs erhaltenen Gemächer des Innenhofes einen hellen Lichtschein. Er sprang ab und band sein Kößlein an einen verwitterten Baumstamm im Hofe. Drauf schritt er muthig hinein in das Gemäuer, auf den Lichtschein zu und gelangte durch eine noch gut erhaltene Vorhalle auf eine breite Treppe.

Schauerlich hallten seine Schritte auf den Steinfließen wieder. Doch hurtig sprang er die Treppe empor und öffnete die nächst gelegene, große Thür. Heller Lichtschimmer strömte ihm entgegen und ließ ihn zuerst fast nichts erkennen. Die Hand über die Augen haltend, tastete er sich vorwärts, und befand sich plötzlich vor einem großen, mit buntem Allerlei bedeckten Tisch. An diesem saß in einem goldenen Armjessel eine wunderholde Maid, den Kopf in die durchsichtige, weiße Hand gestützt. Das Gesicht konnte er anfangs nicht erkennen, da es von ihm abgewandt und von einem langen wallenden Silbersehleier bedeckt war. Fast glaubt er ein marmornes Bild zu schauen, da wendet sie langsam ihr Haupt ihm zu und schlägt den Sehleier zurück. Wie geblendet taumelt der Ritter einige Schritte rückwärts, — zwei große schwarze Augen starren ihm aus einem bleichen Antlitz entgegen. Langsam erhebt sich diese seltsame Gestalt und schwebt auf ihn zu: „Kommst Du endlich, Geliebter?“ — Wie ein Hauch aus der Gruft tönt diese Frage von ihren bleichen Lippen, und ein eisiger Schauer scheint von ihrer Gestalt auszugehen.

Zugleich streckt sie ihm die Hand entgegen; mechanisch ergreift er sie und drückt sie an seine Lippen. Willenlos führt sie ihn an der Hand zum entgegengesetzten Ende des Saales, öffnet einen verborgenen Wandschrank und entnimmt diesem ein strahlendes Diadem und zwei goldene Ringe auf silberner Schale. Darauf drückt

sie auf eine Feder, und es öffnet sich ein weiter Raum, in dessen Hintergrund ein mit schimmernden Kerzen hergerichteter Altar steht. Vor diesem kniet sie mit dem Ritter nieder, und gleichzeitig tritt aus einer Nische, in langsam schleppendem Gange, ein Priester im Bischofsornat hervor und auf den Altar zu. Ihm folgen zwei Greise, die an der Seite des Altars stillschweigend Platz nehmen. Der Priester verrichtet stumm geheimnißvolle Ceremonien und wendet sich darauf, die Hände erhebend, dem Paare zu. Er wechselt die Ringe; doch als die Jungfrau dem Ritter den goldenen Reif an den Finger stecken will, bebt dieser zurück und streckt abwehrend seine Hände nach ihr aus. Ein furchtbares Schwanken befällt die Gestalt der Jungfrau, da hört man von draußen drei Mal das Krähen eines Hahnes, — ein einziger lauter Wehruf durchzittert den hohen Saal und ein donnerähnliches Getöse läßt den ganzen Bau erbeben. Dann giebt dem Junker eine eiskalte Hand einen leisen Schlag auf das Herz, — und leblos stürzt er zusammen. — — —

Dem alten Gastwirth ließ es die ganze Nacht keine Ruhe. Er bangte für den Junker, dessen freundliches Wesen sein ganzes Herz gewonnen hatte. Dazu kam, daß sich in der Nacht ein furchtbares Unwetter erhoben hatte, das mit Blitz und Donner über der ganzen Gegend wüthete. Am frühen Morgen machte er sich mit zwei Knechten auf nach der Ruine, um sich Gewißheit zu holen. Ein furchtbarer Anblick bot sich ihm

dar. Ein Blitz hatte in die alte Ruine geschlagen und das einzige, noch erhaltene Gemach in derselben zerstört. Am Fuße des öden Steinhauens aber lag starr und todt die Gestalt des jungen Ritters.





BALDREIT.

9. Baldreit.

Im alten Schloß von Toulouse herrschte eitel Freude und Jubel. Des Herzogs Töchterlein, die wunderbar schöne Adelhaid, feierte heute an dem Tage, wo sie ihr siebenzehntes Lebensjahr vollendet hatte, ihre Verlobung mit dem jungen Dagobert, einem Erbgrafen aus dem Badener Lande. „Ein schönes Paar fürwahr!“ so sagten und priesen laut die Barone, Junter und Edeldamen; „ein schönes Paar“, so sprachen im Stillen die Pagen und die Hofbediensteten, und manch' verstohlener, glühender Blick aus Edelfrauenauge traf den jungen Ritter, manch' bewundernder und entzückter der anwesenden Ritter traf die Braut. Adelhaid war die einzige Tochter des Herzogs von Toulouse und durch den frühen Tod der Mutter auf die Erziehung einer entfernten Verwandten angewiesen. Früh war sie gereist, da der Vater als Magnat fast das ganze Jahr über am Hofe des Königs weilen mußte und sich so nicht viel um die Erziehung seines Kindes kümmern konnte. Da holte der Herzog sein eben erblühtes Töchterlein, nach dessen Anblick er

sich sehnte, auf einige Wochen zu sich in die Residenz, um es bei Hofe einzuführen. Dort war es, wo Adelheid den jungen Erbgrafen kennen lernte, denn Dagobert war, wie es die Sitte der damaligen Zeit erheischte, als junger, vornehmer Cavalier an den Hof des prunkliebenden Frankenkönigs gegangen, um dort die höfische Art zu studiren und den schönen Wissenschaften zu huldigen. Verschiedene Festlichkeiten und Vergnügungen führten die jungen Leute zusammen, und bald entspann sich zwischen ihnen ein inniges Verhältniß, das des Herzogs vollste Billigung fand, zumal Dagobert als Erbgraf dereinst auf eine Stellung von Macht und Glanz hoffen durfte. Kurz entschlossen reiste Dagobert nach der Zähringer Burg, um die Einwilligung seines betagten Vaters zu holen, und bald kehrte er mit dessen Segen nach Frankreich zurück. Wenige Tage später wurde mit allem Pomp der damaligen Zeit im herzoglichen Schlosse von Toulouse die Verlobung gefeiert. Am Abend des Festtages ging Dagobert in den schattigen Laubgängen des herzoglichen Parks spazieren, voll des tiefsten, reinsten Glückes und der herrlichsten Zukunftspläne. Da trat ihm plötzlich aus dem Dunkel der Gebüsche ein altes Weib entgegen, welches beschwörend die Hände gegen ihn erhob. Sie für eine Bettlerin haltend, warf ihr der Graf ein Goldstück zu und wollte vorüberwandeln, als sie ihm zurief: „Fürstensohn! Fürstensohn! eine Schlange nährt Du an Deiner treuen Brust, die Dir in's Herz nagen wird. Und hast Du sie von Dir geschleudert, dann eile,

ehe es zu spät, in das stille, waldige Thal Deiner Heimath. Dort winkt Dir Friede und Genesung!" — Und als der Graf sich halb scheu, halb unwillig durch die räthselhaften Worte nach ihr umwandte, war sie verschwunden. Etwas gestört in seinem Jubelrausch und verstimmt ging Dagobert in das Schloß zurück, um sich weiter seiner Braut und den Gästen zu widmen. Doch so sehr auch die strahlenden Augen seines Liebs ihren alten Zauber auf ihn ausübten, er konnte sich einer trüben Vorahnung nicht erwehren, die sich unwillkürlich in seinen treuen Augen abspiegelte. Adelhaid wurde aufmerksam und fragte ihn zuerst scherzend, ob er wohl ein Gespenst gesehen, oder was sonst sein Herz beunruhige. Und als er ihre Fragen nur mit einem leichten Kopfschütteln beantwortete, ihr aber trotzdem voll banger Sorge in's Antlitz schaute, da bat sie ihn ernst und eindringlich um Erklärung seines plötzlich so sonderbaren Wesens, so daß er ihr schließlich sein Abenteuer im Park erzählte, und daß ihm die Alte Unglück prophezeit habe. Die Worte selbst verschwieg er. Nicht ohne ihren Verdruß ganz verbergen zu können, verlachte Adelhaid seinen Aberglauben und schalt ihn einen gar sonderlichen Rittersmann, der seinen Frohsinn durch Worte eines alten Weibes trüben ließe. Dann, als wolle sie ihren Unwillen verbergen, warf sie mit hochmüthiger Miene ihr stolzes Haupt zurück und reichte einem jungen Ritter ihre Hand zum Tanze. Lange hatte dieser sie schon aus der Ferne mit heißverlangenden Augen betrachtet,

und führte sie jetzt stolz in die Reihen der Tanzenden. Dieser Ritter, ein Spanier und echter Sohn seiner Heimath, war von großer, schöner Gestalt, und aus seinen dunkeln Augen blitzte ein dämonischer Glanz. Unwillkürlich verglich die junge Braut das kühne Antlitz ihres Tänzers, der mit glühenden Farben ihr die Reize seiner schönen Heimath schilderte, mit den fast mädchenhaft weichen Zügen ihres Verlobten, und unwillkürlich fühlte sie die Waagschaale zu Ungunsten Dagoberts sinken. Der Abend ging vorüber, und die folgenden Tage brachten noch Nachtlänge zu dem festlichen Ereigniß. Der Spanier, der wie ein glänzender Komet in den Kreisen der Gäste aufgetaucht war, wick kaum von Adheids Seite, und lächelnd schenkte diese seinen flachen Redensarten und Schmeicheleien Gehör. Dieses sonderliche Gebahren seiner Verlobten fiel dem Erbgrafen wohl auf, dennoch vertraute er mit gläubigem Herzen ihrer Treue. Aber — zu spät! Die feurigen Blicke des Spaniers, seine Erzählungen von den wilden Abenteuern, die er bestanden, die Art und Weise, wie er sein Roß zu tummeln, wie er im Turnier seine Gegner in den Sand zu strecken wußte, hatten in dem romantischen Herzen der jungen Adheid ein Feuer zu entzünden gewußt, wie es der stets zurückhaltende und zaghafte Dagobert nie zu wecken vermocht hatte. Willenlos gab sie sich diesem neuen Zauber hin, und sie, deren Herzensbildung das Auge einer Mutter nie überwacht hatte, brach die Treue, die sie kaum erst ihrem Bräutigam gelobt hatte. Auf einem Turnier war es,

das die Feste schließen sollte, wo sie ungestüm von ihrem Verlobten verlangte, er solle doch auch eintreten, in die Reihe der fechtenden Ritter und eine Lanze brechen zum Ruhm und zur Ehre seiner Angebeteten. Nur ungern gab Dagobert nach, der seines zarten Körpers wegen das Waffenhandwerk nie so recht hatte üben können, und trat mit dem Spanier, der sich ihm als Gegner angeboten, in die Schranken. Kurz war der Kampf, und bald lag Dagobert, vom Stoß des Gegners getroffen, im Staube. Nur mühsam erhob er sich, und einige Blutstropfen bezeichneten die Stelle, wo er gestürzt war. Und als er die schweren Augenlider dann zu seiner Braut emporhob, um einem Blick der Liebe und des Mitgefühls zu begegnen, da sah er, wie sie, ihn nur mit verächtlichen Blicken streifend, dem Sieger den Kranz auf die schwarzen Locken drückte, und wie dieser jubelnd aufsprang und sie in nicht mehr verhaltener Leidenschaft an sein Herz preßte. Sprachlos vor Unwillen starrten die Gäste auf das schier unmögliche Schauspiel, das sich ihren Blicken bot, und finster winkte der Herzog seiner Tochter, ihm zu folgen.

Längst schon hatten alle den Ritteraal verlassen, da lehnte Dagobert immer noch bleich und todesmatt an einer Säule, das Glück seines Lebens begrabend. —

Der alte Graf war zu seinen Vätern heimgegangen, und Dagobert hatte die Herrschaft angetreten; aber noch immer war die Wunde seines Herzens nicht vernarbt, und auch seine Gesundheit war durch die herben Schicksalsschläge untergraben.

Sofort nach jenem unglücklichen Tage hatte er Schloß und Hof von Toulouse verlassen, um nach seiner Heimath zurückzukehren. Aber nicht weit war er auf seiner traurigen Heimreise gekommen. Der wohl absichtlich schwer bemessene Stoß der Lanze seines Gegners hatte den zarten Körper Dagoberts zu hart getroffen und edle Theile verlegt. Lange lag er auf dem Krankenbette in einer kleinen Grenzstadt. Die Jugend verscheuchte zwar noch einmal die Schatten des Todes, aber selbst, als er sich nach langem Kranklager erholte, blieb sein Körper siech und sein Geist war von tiefer Schwermuth umnachtet. Schon fürchteten seine getreuen Unterthanen das geliebte Herrscherhaus bald gänzlich erlöschen zu sehen, da ward ihm von einem fremden Arzte gerathen, die neuentdeckten Quellen Baden-Badens zu erproben und in der friedlichen Stille des Schwarzwaldthales Heilung zu suchen. In einer schlichten Herberge nahm er Wohnung, ungekannt und nur von wenigen seiner Getreuen begleitet. Freundlich wurde er von den wackeren Wirthsleuten aufgenommen und auf das Beste gepflegt. Und wirklich schienen die warmen Quellen seine Lebensgeister neu anzufachen. Bald durchstreifte er wieder die Wälder und Höhen der Umgegend. Mit der Genesung des Körpers zog auch Frohsinn und Heiterkeit in sein Gemüth ein, und schwanden die Nebel des Schwermuthes. Aber mehr noch als die stärkenden Quellen hatten das muntere Geplauder und der herzerquickende Gesang der jungen Broni, des Wirthes Töchterlein, Wunder gethan. Sie

hatte es verstanden mit dem natürlichen Liebreiz ihrer Jugend, ihm den Glauben an die Menschen und an die Liebe zurückzugeben; und so ging die Genesung des Herzens mit der des Körpers Hand in Hand. Nicht ahnten ja die Eltern und das Töchterlein, welch' hohen Gast sie in ihren Mauern beherbergten, und rückhaltslos gab sich daher das von den Tücken der Welt noch unberührte Mädchenherz dem süßen Zauber erster Liebe hin. Bald war der Graf wieder so weit hergestellt, daß er sein Roß zum Abschied zäumen lassen konnte, und es schlug die Scheidestunde. Da gestand er der erröthenden Maid und den Eltern seine Liebe und gab sich zu erkennen. Einen harten Kampf hatte er noch zu bestehen, da die einfachen Leute so hoher Ehre sich nicht für würdig hielten. Aber der Liebe, Allgewalt siegte, und frohgemuth bestieg Dagobert sein Roß, um bald in das stille Thal zurückzukehren und sich von dort sein Lieb auf das Schloß seiner Väter heimzuholen.

Und wie er durch den kleinen Hof und den Thorweg hinausritt, da gab er auch dem stillen Hause seinen Namen und nannte es Baldreit, weil er sobald, nachdem er krank an Leib und Seele dort eingekehrt, von dort wegreiten konnte, genesen und voll des reinsten Zukunftsglückes.



10. Die Felsen.

In grauer Vorzeit stand auf dem Amalienberg zwischen Hördten und Gaggenau im Murgthal eine kleine, feste Burg, auf der die Herren von Gaggenheim saßen. Einst stand das stolze Rittergeschlecht auf vier Augen. Der alte Ritter hatte nur einen Sohn, Runo, einen frischen, kräftigen Mann von beinahe dreißig Jahren. Des Alten, der selbst schon grau und stets kränklich, sehnlichster Wunsch war es, nun noch einen Enkel auf seinen Armen wiegen zu können, bevor er seine Augen für immer schlosse. Sorgenvoll schaute er in die Zukunft, in der er sein altes Geschlecht aussterben sah, denn sein Sohn, ob schon in dem Alter, wo seine Gefährten bereits für Weib und Kinder zu sorgen hatten, traf keine Anstalten sich zu verhehelichen, sondern hielt sich vielmehr von jedem weiblichen Umgang möglichst fern. Vergebens waren die Bitten des Vaters, doch unter den Edelräulein des Landes Auschau zu halten; sie brachen sich stets an der entschieden ausgesprochenen Weigerung des Sohnes, der da meinte, er sei unfähig,



DIE FELSSEN.

eine Frau zu beglücken, da kein Mägdelein für ihn Reiz habe. Dafür war er ein um so eifrigerer Jägermann, der Tag und Nacht die Wälder und Berge seiner Heimath mit Pfeil und Bogen durchstreifte. Raslos, in fast ängstlicher Hast, ging er dem Waidhandwerk nach, stets zu Fuß und stets allein. Und doch brachte er, miemohl ein guter Bogenschütze, nur selten eine Jagdbeute mit nach Hause, und zwar fast nur Hirsche und Rehe von besonderer, abweichender Zeichnung und Gestalt. Keiner, selbst der eigene Vater nicht, kannte den Grund dieses eigenartigen Jagdbetriebes, und viele begannen an den Verstandeskräften des Junters ob dieses sonderlichen Gebahrens zu zweifeln. —

Kuno war als Jüngling von zwanzig Jahren wohl immer etwas sonderbar, aber doch dabei ein stets fröhlicher Gast und munterer Zecher gewesen. Als er einst einsam die Berge durchstreifte, um einem flüchtigen Hirsch nachzustellen, da traf er an dem Fuße des steilen Abhanges, der heute der Lieblingsfelschen heißt, ein Mütterchen, das die schwere Last, die auf ihren Schultern ruhte, nicht mehr weiter tragen konnte und schwer aufathmend auf einem Feldstein saß. Freundlich sprach er sie an, nahm ihr darauf die für seinen jungen Rücken leichte Bürde ab und trug sie behenden Schrittes der dankbaren Alten voran den Hügel hinauf. Oben wollte er ihr flüchtig Lebewohl sagen, da hielt sie seine Hand zurück und betrachtete aufmerksam deren Linien. „Verworrne Linien sind es, Herr“, begann sie, den greisen Kopf schüttelnd. „Die große Hauptlinie läuft in zackigen

Windungen über die Handfläche. Doch halt! hier findet sie einen Ruhepunkt, hier, wo die Haut das kleine weiße Mal zeigt. Und von nun an geht sie stark und kräftig in gerader Linie bis zum Gelenk.“ In tiefes Nachdenken schien die Alte versunken. Ihre grauen Augen hasteten starr auf dem Boden, und mit dem groben Wanderstab zeichnete sie wunderfame Figuren auf den Sand des Weges. Dann erhob sie ihr Haupt und schaute den Junker freundlich an. „Ein großes Glück wartet Eurer, Herr Ritter, und gerade und stolz wird dereinst, wie diese Linie hier, Euer Lebenslauf dahinfließen. Aber lange müßt Ihr erst kämpfen und jagen nach diesem Glück. Nicht eher wird es Euch zu Theil, bis Ihr ein weißes Reh gefunden. Dann erst wird sich das Räthsel Eures Lebens lösen, und Ruhe und Herzensfrieden in Euer Gemüth einziehen!“ Und wie der Junker, der nachdenklich ihren Worten gelauscht, das Haupt erhob, war die Alte verschwunden. In stillem Sinnen kehrte er in die Burg zurück und änderte von diesem Tage an seine ganze Lebensweise. Woran er früher Freude und Gefallen gefunden, das konnte ihm jetzt kein Lächeln mehr abgewinnen. Träumend irrte er umher und griff endlich zu Köcher und Bogen. Von der Zeit an durchstreifte er täglich die Höhen und Thäler seiner Heimath und fand nicht Ruh noch Rast. Sein ganzes Sinnen und Streben ging darauf hin, ein weißes Reh zu erlegen, da ihm ja dann Glück und Frieden werden sollte. Doch nie war es ihm gelungen, ein solches zu erblicken, und immer

trauriger wurde sein Herz, immer mehr schien ihn der Muth und die Hoffnung auf endliches Glück zu verlassen. Seinem alternden Vater blieb er der liebende Sohn, aber nicht wußte ihn dieser zu bestimmen, Umgang mit Altersgenossen oder mit den Edeldamen zu suchen. Er entfloh in unruhiger Hast ihrer Gesellschaft und fühlte, war er gezwungen, mit ihnen zusammen zu kommen, einen beengenden Druck.

Der Vater war immer elender geworden und bedurfte dringend einer weiblichen Hand, die ihn mit Liebe und Sorgfalt pflegen konnte. Die Gattin war ihm kurz nach des Sohnes Geburt gestorben, und so hatte er kein weibliches Wesen, das seine Pflege übernehmen und ihm zugleich eine herzliche Zuneigung bieten konnte, die zur wohlthuenden Pflege unerläßlich ist. Da erhielt er die Nachricht, daß ein alter Waffengefährte, ein Herr von Burgstedt, ein armer, aber braver Rittersmann, der oben am Bodensee auf halbverfallenem Schloßchen hauste, gestorben sei. Zugleich wurde ihm ein Schreiben des alten Freundes überbracht, in dem ihn der Sterbende bat, eingedenk ihrer alten Freundschaft, sich seines einzigen verlassenen Tochterleins Therese anzunehmen. Es habe Niemanden auf der Welt, und auf dem alten Stammhloß, das fast Ruine sei, könne es nicht bleiben. Gern und willig erfüllte der Gaggenheimer des Freundes Wunsch und sandte unverzüglich einen alten Knappen mit dem Boten nach Burgstedt, um Therese abzuholen und so das Erbe des Verewigten anzutreten. Schweigend hatte

sich Kuno dem Willen seines Vaters gefügt, am Tage der Ankunft der Erwarteten aber war er frühzeitig in die Berge gegangen, nur von seinem treuen Hunde begleitet. Die Anhöhe hinauf war er an die Burg Eberstein gelangt und hatte sich im Schatten des angrenzenden Waldes gelagert, um kurze Zeit zu rasten. Das Haupt in die Hand gestützt, gedachte er der nächsten Zukunft, und daß er von jetzt an nicht mehr mit dem Vater allein sein werde. Und ein gewisses Bangen überschlich ihn, als ob neue, ungewohnte Verhältnisse über Gaggenheim kommen sollten. Da wurde der Hund aufmerksam, und bald hörte auch er ein Knistern in den Zweigen, als wenn das niedere Gestrüpp im Sprunge durchbrochen würde. Er hielt den Athem an und lauschte dem sich nähernden Geräusche. Da — war's Wahrheit oder Sinnestäuschung — mit behendem Sprunge fast über ihn hinweg, setzte ein stolzes, schneeweißes Reh. Was er so lange ersehnt und erhofft, nun wo er es gesehen, schien es ihm fast die Besinnung zu rauben. Doch nur ein Theil seiner Bestimmung war, wie er glaubte, erst erfüllt. Er hatte das weiße Reh einen flüchtigen Augenblick erschaut, nun galt es die Hauptsache, ihm nachzujagen und es zu erlegen! Entschlossen raffte er sich auf und folgte eilenden Laufes dem edlen Wild, das leuchtend jetzt über den freien Thaleinschnitt nach dem Badener Berge, dem Battert, zu flog. Mit rasender Eile setzte er ihm nach und kletterte auf der andern Seite des Thales den bewaldeten Abhang hinauf. Wohl hinderten ihn Felsen, die er ersteigen mußte,

und loſes Geröll, das ihm entgegen rollte und ſeinen Anſtieg hemmte. Doch unaufhaltsam eilte er weiter, und kam ſo auf den Gipfel des Berges, wo eine breite Felsenmaſſe jäh nach dem Badener Thal hin abfällt. Faſt glaubte er das flüchtige Wild erreicht zu haben, das jetzt dem Felsenplateau entlang jagte. Da wurde er durch ein Wunder immer und immer wieder aufgehalten. Denn zwiſchen ihm und dem Flüchtling öffneten ſich beſtändig die mächtigen Felsen, und wenn er das Wild eben zu erreichen glaubte, da gähnte ihm ein neuer Spalt trennend entgegen. Und hinter ihm her hörte er murrende, spöttelnde Stimmen, wie von unſichtbaren Berggeiſtern, die nachhüpfend ihn höhnten:

„Glücksjäger von Gaggenheim,
„Hüpfſt jetzt über Stoß und Stein,
„Hüpfſt bald in die Klüſt hinein,
„Hihi, hihi, hihi! — — — —“

Doch, in wildem Jagdeifer muthig ſein Leben wagend, überſprang er die einzelnen Spalten und war ſo an das Ende der Felsbank gelangt, wo dem abgehezten Wild ſich kein Ausgang mehr bot. Zitternd ſtand es unter einem Hollunderſtrauch und blickte flehend und tieftraurig ſeinen Verfolger an. Doch ſchon legte dieſer den Pfeil auf den Bogen, da — ſtand auf einmal, wie aus der Erde emporgeſtiegen, eine blendende Erſcheinung neben dem Reh und legte ſchützend die Linke auf ſeinen Rücken. Die Rechte erhob ſie beſchwörend gegen den Jägersmann und ſchaute ihn dabei mit

großen, leuchtenden Augen an. Dieser war, geblendet von der lichten Gestalt und dem Glanz, der von ihrer Schönheit ausging, in die Kniee gesunken und bedeckte die Augen mit der Hand. Bogen und Pfeil, den er eben auf die Sehne hatte spannen wollen, waren ihm entfallen und wurden unter leisem Triumphgeschrei sammt dem Köcher von den wilden Kobolden des Berges entführt. Endlich erhob Kuno den Blick zu der Jungfrau, die in einen großen, langen Schleier lose gehüllt vor ihm stand und ihn mit wohlstönender Stimme jetzt anredete. Und wie leiser Gesang klang es ihm entgegen: „Kuno von Gaggenheim, laß ab von Deinem wilden Jagdeifer und schon das weiße Reh, das mir geweiht ist. Das Glück suchst Du, ewiger Jäger; doch nicht wirst Du es hier in Deinen Jagdgründen finden. Kehre heim in Dein väterliches Haus, dort wirst Du es erringen, dort wird Ruhe Dir und Frieden!“ — Und leise bewegten sich von Neuem die Felsen, und als der Ritter verwirrt sich erhob, waren Jungfrau und Reh verschwunden. Zwar noch betäubt von dem soeben Erlebten und doch voll froher Zuversicht, stieg er über die Höhe nach dem heimathlichen Thale hinab. Und als er das Thor seiner Burg passirt hatte, da tönte ihm froher Zuruf entgegen. An der Pforte des Erdgeschosses begrüßte ihn mit herzlichem Wort sein greiser Vater, auf den Arm einer blühenden Jungfrau gestützt. Diese selbst bot ihm besungen erröthend die Hand. Gar wunderlieblich sah sie aus in ihren

schwarzen Trauergewändern. Und wiewohl noch der Schmerz um den heimgegangenen Vater sich in den kindlichen Zügen wieder spiegelte, so zeugte doch ihr ganzes Wesen von so natürlicher Anmuth, von so besonderem Liebreiz, daß es über Kunos Mienen wie ein Sonnenschein flog. Und ein Sonnenschein ward Therese bald dem ganzen Schlosse. Mit liebreicher Dankbarkeit pflegte sie den leidenden Ritter, so daß er wieder aufzuleben schien unter der sorgjamen Hand der jungen Wärterin. Doch trug gar viel hierzu auch die vollständig veränderte Lebensweise seines Sohnes bei, der von nun an den Vater und Therese nicht mehr verließ. Lieblichen Träumen gab der Greis sich hin, wenn er unter den Bäumen des Schloßgartens im bequemen Lehnstuhl ruhte und die beiden Kinder beobachtete, wie innig sie mit einander verkehrten, und welches frohe Glück sich in ihren Gesichtern wieder spiegelte. Und wirklich fühlte Kuno des wahren Glückes Seligkeit in sein Herz einziehen und mit ihm wieder den Frieden und den Frohsinn der Jugend. Kaum war ein halbes Jahr in's Land gezogen, der Lenz begann eben mit Sang und Klang seinen Einzug in das stille Thal, da standen Therese und Kuno vor dem Altar, die Hände zum ewigen Bunde verschlungen. Und nach Jahresfrist sah auch der alte Ritter seinen letzten Herzenswunsch erfüllt, er konnte einem Enkel froh zunicken, bevor er seine Augen schloß. So war der Wahrspruch der Alten in Erfüllung gegangen.

Lange, glückliche Jahre noch lebte der Ritter Runo von Gaggenheim; nie aber nahm er mehr Bogen und Köcher in die Hand, um in den Wäldern edles Wild zu jagen.





BERG WINDEN.

II. Burg Windeck.

Während der Regierung Kaiser Karl IV. war im Domherrenstift zu Straßburg ein großer Zwist ausgebrochen. Der neue Bischof sollte gewählt werden, und besonders zwei Domherren, der Dechant von Ochsenstein und der Probst von Kyburg, genannt der Hanemann, standen einander als Bewerber feindlich gegenüber. Doch keiner von beiden wurde gewählt, da ein dritter, Johann von Lüzelnburg, ihre Eifersucht ausnützend, die Wähler für sich zu gewinnen mußte. Aber hierdurch war ihr Streit noch keineswegs beendet; im Gegentheil er wurde noch heftiger, da jetzt jeder von ihnen die Schuld, daß er nicht gewählt sei, dem Wühlen des andern zumaf. Der Hanemann, ein sehr gewaltthätiger Herr, verfiel schließlich auf die Idee, sich seines Gegners dadurch zu entledigen, daß er ihn für einige Zeit gefangen setzen ließ. Hierzu bedurfte er seines Vettters, Reinhard von Windeck, der über dem Rhein auf seinem festen Schlosse oberhalb Bühl saß und durch seine Abenteuerlust und Berwegenheit bekannt und gefürchtet war. Gern ging

dieser auf den kühnen Plan des Kyburgers ein. Er nahm noch die Ritter von Röder, genannt Wiedenbösch, und von Steigerbronn, sowie drei Knechte mit, ritt an die Ill, bestieg einen Kahn und fuhr in diesem, mit seinen Begleitern als Bauern verkleidet, in die altehrwürdige Stadt mitten hinein. Es war dies am 12. Dezember 1370. Am Staden wurde angehalten. Vorsichtig entstiegen der Winderer und der Röder mit zwei Knechten dem Boote und schlichen sich, die Waffen und feste Stricke unter den langen Mänteln verbergend, nach der Dechanei. Der Steigenbrunner und der dritte Knecht blieben im Boote zurück. Bereits hatte der Dachsensteiner sein Schlafzimmer aufgesucht und sich entkleidet, als er Stimmen im Vorzimmer vernahm, und leise an seine Thüre gepocht wurde. Verwundert ging er zu öffnen, da wurde die Thüre weit aufgerissen, und es drängten sich drei ver mumimte Gestalten herein, während eine vierte vor der Thür Wache hielt. Schnell war der Dechant gebunden und durch einen Knebel am Schreien verhindert. Geräuschlos trugen die Vier ihn die Treppe hinab und führten den völlig Willenlosen durch die öde Lurhofgasse nach dem Staden und in das Boot. Lautlos tauchten die Ruder in die dunkeln Wasser, und bald hatte man das Weichbild von Straßburg hinter sich. Und als der Morgen graute, kehrten die Vier mit ihrer Beute in die Burg Alt-Winderer zurück. Der Dechant wurde in einem einfachen, aber sauberen und freundlichen Zimmer sicher untergebracht, während die Junker sich bei mancher

Kanne Wein ihres wohlgelungenen Abenteuers erfreuten.

Mit Windeseile verbreitete sich am folgenden Morgen das Gerücht durch die ganze Stadt, daß der ehrwürdige Dechant in der Stille der Nacht geraubt und fortgeschleppt worden sei. Wohin man ihn gebracht, darüber fehlte jede Spur, ebenso auch über die Thäter selbst. Da kam ein Diener des Probstes, der von diesem ob eines geringen Vergehens gerade am Tage zuvor entlassen worden war, und nun, um sich zu rächen, und weil er sich das Angebergeld verdienen wollte, die augenblickliche Erregung auszunützen suchte, zum Rath der Stadt gelaufen, und gab an, daß er eine wichtige Mittheilung zu machen habe, betreffend die Entführung des Dechanten. Er wurde in die Rathsverammlung eingeführt und erklärte dort vor den anwesenden Herren: „Schon lange hat mein früherer Herr, der Probst von Kyburg, es nicht mehr mit dem Herrn Dechanten gehalten. Als der Herr Erzbischof gewählt worden, da ist er in vollem Zorn im Zimmer umhergestürmt und hat gar mächtiglich auf den Herrn Dechanten geflucht und gewettert, daß er schuld daran sei und ihm die Wahl hintertrieben habe. Und dann ist er allmählich ruhig geworden und hat einen mächtigen Brief durch einen geheimen Boten fortgeschickt. Nach zwei Tagen ist dieser wiedergekehrt und hat dem Herrn ein anderes versiegeltes Schreiben zurückgebracht, und der Herr hat sich vergnügt die Hände gerieben und sich bei einer

Flasche vom Besten eingeschlossen. Und dann habe ich ihm sein Nachtessen bringen müssen. Der Herr war in sein Schlafzimmer gegangen, und ich warf schnell einen Blick in das offene Schreiben, das auf seinem Schreibtisch lag, und welches dasjenige sein mußte, das ihm heute der Courier gebracht hatte. Da las ich von dem Anschläge gegen Hochwürden den Herrn Dechanten, und daß der Herr Probst zufriedengestellt sein sollte. In der nächsten Nacht würden sechs verumminte Gestalten auf einmal erscheinen und den Herrn Dechanten fortrauben. Der Herr Probst solle nur dafür sorgen, daß die Dechanei in dieser Nacht offen und unbewacht sei. — Die Unterschrift habe ich nicht lesen können, da der Herr mich eben hineinrief und dann den Brief holte und in sein geheimes Fach einschloß. Aber dessen bin ich sicher, daß der Herr eingeweiht war in den bösen Plan, und wohl wird Rechenschaft darüber geben können, wo der arme Herr Dechant hingeschleppt worden.“ — In ernstem Nachdenken verharrete der weise Rath und berieth, was zu thun sei. Der Diener wurde so lange gefangen gehalten, bis festgestellt werden konnte, ob er die Wahrheit gesprochen. Sofort aber sollte der Werkmeister Johann Kauzler und der Stadtmeister Johann Veiselin beim Probeste mit drei Rathsdienern Nachsuchung nach den Schriftstücken halten, und dann, wenn es sich bestätige, sogleich den Probst verhaften. Unvorbereitet auf diesen Besuch, vermochte dieser das Schreiben nicht mehr zu verbergen. Es wurde schließlich

gefunden, nur die Unterschrift war abgerissen, und der Probst ward vom Stadtmeister in den Thurm gesperrt. Die ganze Stadt war im Aufruhr; große Schaaren belagerten den Thurm, und beschimpften und lästerten den Gefangenen, den böbischen Domherrn. Der war inzwischen immer neuen Verhören unterworfen worden; er räumte die Mitwissenschaft an dem Raube ein, war aber nicht zu bewegen, den Ort anzugeben, wohin der Dechant gebracht worden war. Endlich, als ihm die Freiheit unter der Bedingung, sie außer Landes zu genießen, versprochen worden war, nannte er die Burg Winded als wahrscheinlichen Aufenthaltort des Geraubten. Die Freiheit wurde ihm übrigens jetzt dafür nicht zu Theil, sondern zwei Jahre ist er noch im Thurme gefangen gehalten worden, bis er sich für vierhundert Pfund Pfennige auslöste. Ungestim verlangte indessen das Volk die Erstürmung der Burg, doch die Weiseren im Rathe, behielten die Oberhand und beschloffen, es zunächst mit der List zu versuchen, um unnöthig Blutvergießen zu vermeiden. Zu diesem Zwecke wurden Kundschafter ausgesandt, die über die Beschaffenheit der Burg und ihrer Mauern genaue Erkundigungen einziehen sollten. Die lag auf einem plateauartig vorspringenden Theil eines gewaltigen Bergabhanges, eine Stunde etwa vom Städtchen Bühl entfernt. Der Zugang zu derselben war sehr schwierig, da das Gelände nach drei Seiten hin steil abfällt und nach der vierten in das bewaldete Hochplateau übergeht. Auf den drei offenen Seiten war nun die Burg durch

dicke Mauern und breite Gräben geschützt. Nach dem Walde zu, von wo aus ein Angriff unwahrscheinlich, da er über das Hochplateau führen mußte, war aber nur eine schwache Mauer ohne Graben vorhanden. Dies hatten die Späher erkundet und berichteten es in Straßburg. — Nun wurde in aller Stille eine tapfere Schaar ausgerüstet und gegen Windeck entsandt.

Im Wolfschag, unterhalb des Schlosses, wohnte ein altes Mütterlein, das in geheimen Künsten wohlbewandert, aus den Karten und der Asche wahr sagte und mancherlei Zauber verstand. Deßhalb wurde sie für eine Hexe gehalten und von vielen gemieden. Aber so oft der Herr von Windeck auch von den Bauern schon angegangen war, er möchte doch die Alte aus ihrem Häuschen austreiben und aus der Gegend verjagen, stets hatte er ihren Wunsch abgeschlagen und die Alte in ihrem stillen Heim belassen. Am Abend, als die Kundschafter von der Burg zurückkehrten, saß die Alte gerade in der Laube ihres Gärtchens, als sie vorüberzogen. Und da hörte sie, wie sie sagten: „Uebermorgen Nacht da ziehen unsere Mannen vom Rhein her gegen die Burg, dringen vom Walde her unbemerkt ein und nehmen das stolze Nest aus. Sei, das soll ein Fest sein, wenn wir den übermüthigen Junter beim Belage überraschen!“ Zur Rettung der Burg hatte die Alte gelauscht, denn daß sie das soeben Vernommene zum Nutzen und Frommen des Burgherrn ausnützen wollte, stand bei ihr sofort fest. So hatte sich ihr

eine Gelegenheit geboten, ihrem Beschützer den wohlverdienten Dank abzutragen. Sie besaß als liebstes Eigenthum ein Völkchen munterer Hühner, die unter der Oberhoheit einer alten weißen Henne standen. Auf geheimnißvolle Weise war der Greisin dies Völkchen unterthan und durch einen Zauber gezwungen, ihren Willen, oft durch übernatürliche Kräfte unterstützt, zu erfüllen. Und auch im gegenwärtigen Augenblick waren die Hennen dazu bestimmt, die Dankespflicht der Alten gegen den Ritter abtragen zu helfen. Die Ausführung ihres Vorhabens hatte die Alte auf die nächste Nacht festgesetzt, die Warnung des Ritters wollte sie aber bereits am nächsten Morgen selbst übernehmen.

Eine dunkle Nacht war hereingebrochen, und mit ihrem Vorhaben beschäftigt, wollte sich die Alte bereits zur Ruhe begeben. Sie hatte nur noch die Hühner mit einer besonderen Salbe zu bestreichen und mit einem besonderen Wässerlein zu tränken. Da pochte es leise und schüchtern an ihre Thür, und als sie ging, sie zu öffnen, da standen, von der vorgehaltenen Kerze matt beleuchtet, zwei wunderschöne Kinder vor ihr. Ein Knabe und ein Mägdlein waren es, im zarten Alter von acht bis zehn Jahren, die sich, einander an der Hand haltend, furchtlos und doch bescheiden der freundlichen Alten näherten. „Sei nicht böse, Mütterlein“, begann der ältere Knabe, „von weither sind wir gekommen, drüben von Straßburg, um für unsern guten, treuen Ohm zu bitten, der gefangen droben auf der Burg sitzt. Wir sind arme Waisen, und väterlich hat der Ohm

für uns gesorgt. Und nun hat der böse Ritter ihn uns geraubt, dem er doch nichts zu Leide gethan. Und so haben wir uns denn ganz heimlich aufgemacht, den Ohm aufzusuchen und den Ritter so recht schön zu bitten, ihn wieder mit uns fortzugeben. Erzählen wollen wir ihm, wie gut und brav der Ohm ist, und wie viel Liebes er uns beiden gethan, und daß die lieben Engelein ganz gewiß für ihn bitten werden, wenn er unser Flehen erhört. Aber heute können wir nicht mehr weiter, und so sei doch du so gut, lieb' Mütterchen, und mach es, wie die andern guten Leute es gethan, denn seit drei Tagen sind wir schon unterwegs. O! bitte, gieb uns etwas Brod zum Essen und etwas Stroh zum Schlafen, denn wir sind so müde und hungrig.“ Und bittend erhoben Brüderchen und Schwesterchen ihre kleinen Hände und schauten zu der Alten empor. Diese führte die Kleinen gerührt in ihr Stübchen, erquickte sie mit Speise und Trank und bettete sie, nachdem sie ihnen versprochen, selbst mit ihnen am nächsten Morgen zur Burg zu gehen und den Ritter mit zu bitten, dann sanft auf ihrem eigenen Bette.

Schon früh am andern Morgen brach sie mit den Kindern nach der Burg auf. Der Ritter hieß sie leutselig willkommen und hörte die Bitten der Kleinen freundlich an. Und dann fing die Alte mit an zu bitten, und versprach dem Ritter die Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses, falls er dem Flehen Gehör schenke. Dem Winderker war es schon lange leid

geworden, daß er den schuldlosen Dechanten noch immer gefangen hielt. Wenn ihn auch seine Abenteuerlust zu manchem wilden Streiche trieb, so war er im Grund seines Herzens doch brav und wohlgesinnt und empfand schon etwas wie Reue über den Raub. Gerne bewilligte er den Kindern, den Ohm sofort aufsuchen zu dürfen. Sie erschienen dem alten Herrn wie ein heller Sonnenstrahl in seiner Gefangenschaft. Glückselig war das Wiedersehen und gerührt drückte er seine Pflegekinder ans Herz. Während dessen erzählte die Alte dem Ritter, was sie von dem Gespräch der Späher erlauscht, und daß unbedingt die Ostseite der Burg durch einen breiten Graben zu befestigen sei. Düsterer Ernst und große Rathlosigkeit bemächtigte sich des Junkers, als er von der drohenden Gefahr hörte, denn er wußte wohl, daß er in einem Tage und in einer Nacht mit seinen nicht sehr zahlreichen Mannen keinen festen Graben herstellen konnte. Doch darüber tröstete ihn die Alte und hieß ihn, am Tage weiter nichts zu thun, als die Furchen zu ziehen, um die Grenzen des Grabens zu bestimmen. Am Abend möge er aber die große, weiße Henne der Alten in die Mitte des Arbeitsplatzes setzen, das Uebrige werde sich dann schon finden. Er solle nur Vertrauen zu ihr haben und könne ruhig und sorglos die Nacht schlafen. Damit verließ die Alte die Burg, die Kinder ließ sie bei dem wiedergefundenen Ohm. Als der Ritter am Tage die Grenzen des Grabens festgelegt hatte, da begab er sich selbst zu dem Wolfsbärg hinunter und holte die Henne auf die

Burg. Am Abend setzte er sie dann an die bestimmte Stelle. Bald ließ sie ein dreimaliges Glucksen ertönen, und alsbald trippelte die ganze Hühnerschaar herbei. Und nun vernahm man ein emsiges Scharren, das die ganze, lange Nacht anhielt. Als der Ritter am frühen Morgen zur Stelle kam, da bot sich seinen erstaunten Augen ein wunderbarer Anblick. Wo am Abend zuvor ein öder, mit Bäumen und Gesträuch spärlich bestandener Platz gewesen, da war jetzt ein breiter, tiefer Graben, und die schwache Mauer war durch eine mächtige Erdbrustwehr verstärkt, sodaß jetzt die Ostseite der Burg gerade die widerstandsfähigste war. Voll Muth und Zuversicht vertheilte er nun seine Mannen, und als in der Nacht der Sturm wirklich auf der bedrohten Seite erfolgte, da brach er sich an dem tiefen Graben und der mächtigen Brustwehr, hinter der hervor der Winderker seine tödtlichen Geschosse auf die Angreifer schleuderte. Wo diese einen unvorbereiteten Gegner und eine kaum nennenswerthe Befestigung zu finden gewöhnt hatten, da wurden sie von einer gerüsteten, kampfesmuthigen Schaar hinter Wall und Graben hervor mit einem wohlgezielten Geschosshagel begrüßt. Silends zogen sich die überraschten Angreifer bis auf die nächste Anhöhe zurück. Dort ward ein kurzer Kriegsrath abgehalten und beschloßen, unter diesen unerwarteten Verhältnissen den Angriff vorläufig aufzugeben und abzugeben.

Am nächsten Morgen hatten sie bereits den Rhein wieder hinter sich. Gleichzeitig aber öffneten sich die

Thore der Burg, und hinaus zog ein kleines Fähnlein, in der Mitte einen Wagen führend, in dem, mit Geschenken und einem Behrimbiß versehen, der Dechant mit seinen Pflegekindern nach Straßburg sicher zurückgeleitet wurde, von dem Ritter herzlich verabschiedet. Die Alte lebte aber mit ihrer Hühnerschaar noch lange Jahre friedlich in ihrem Häuschen. Und heutigen Tages noch sind die Reste des östlichen Befestigungs-Grabens der Ruine Alt-Windeck unter dem Namen des Hennengrabens bekannt.



12. Hohenbaden.

Schwere Zeiten waren über die sonnigen Thäler des Badener Landes hereingebrochen. Das schwarze Schreckgespenst der Pest war weit übers Meer herübergekommen, hatte sich zuerst in Italien festgesetzt und war von dort über die Alpen gestiegen und in Baden eingefallen. Ein ungewohnter und darum um so gefährlicherer Eindringling war sie dem Lande, weil man die Art der Krankheit und ihre Behandlung noch nicht kannte und daher auch nicht die richtigen Gegenmaßregeln, ihr Fortschreiten zu hemmen und sie zu ersticken, anwenden konnte.

Nur wenige Aerzte hatten ihr schon persönlich in's Auge geschaut, und so mangelte es auch an der nothwendigsten ärztlichen Hilfe. Immer weiter drang der unheimliche Gast vor, die geängsteten Einwohner vor sich herjagend und ungezählte Opfer zurücklassend. Bald gab es keine Stadt, keine Ortschaft und kein Dorf mehr in dem ganzen Ländchen, wo sie nicht ihre schwarze Flagge gehißt hatte. Ein großes Sterben ging durch das ganze Land, und unaufhörlich riesen



HOHENBADEN.

die Glocken zum Gebet, denn nur der Himmel allein konnte noch helfen. Auch der Markgraf Carl I., der Alles für sein armes Land that, was nur in seinen Kräften stand, fiel in Pforzheim der fürchterlichen Seuche zum Opfer. Seine Gattin, Katharina von Oesterreich, wich während der schweren Stunden nicht von seinem Lager und drückte tiefgebeugt ihrem geliebten Gemahl die Augen zu. Als dieser sein letztes Stündlein herannahen fühlte, da bat er, seine Kinder, Friedrich und Margaretha, noch einmal von der Ferne sehen zu dürfen, bevor er sterbe. Und sie wurden, das rosige Mägdlein und der frische Knabe mit den blonden Locken, in den Park gebracht und spielten mit den glücklichsten Kindermienen ein frohes Spiel vor den Fenstern des Vaters, nicht ahnend, daß sein sterbender Blick zum letzten Male treu und innig auf ihnen ruhe. Brechenden Auges segnete er seine Lieblinge und empfahl seiner Gemahlin, sich mit ihnen hoch in die tannenduftenden Berge des Schwarzwaldes zu flüchten, um die theuren Leben zu retten. Kaum waren die sterblichen Ueberreste des Gatten der Erde übergeben, so begab sich die Markgräfin, seinem letzten Wunsche getreu, auf das Schloß Hohenbaden, auf den Bergeshöhen am Dosthale gelegen. Hier lebte sie nun still und zurückgezogen ganz der Pfllege ihrer Kinder und ihrem Schmerze um den edlen Todten. Nur ab und zu drangen Nachrichten zu ihr in das Schloß, doch waren diese so traurig und besorgnißerregend, daß das Herz der schwergeprüften Frau in bangen Schlägen erzitterte.

Denn nicht allein die Sorge um ihre Kinder war es, die ihr Mutterherz erbeben machte, sondern auch die Trauer um ihre braven Unterthanen, um ihr vielgeliebtes Land, das ihr, der stolzen Fürstentochter, eine wahre Heimath geworden. Bis in den höchsten Thurm hinauf flüchtete sie mit ihren Kleinen und bewohnte das oberste Thurmsübchen. Dort herrschten reinere Lüfte, dort hinauf stieg nur der würzige Duft der dunkeln Edeltannen und hielt den giftigen Odem der Krankheit ab. Des Tages über stieg sie auf die Zinne des Thurmes und sah dem munteren Spiele der Kinder zu, die mit den Verchen um die Wette jubelten und sangen. Ein herrlicher Aufenthalt war es dort oben: Tief unten die weite Ebene des Rheines mit den Städten und Weilern, den Wäldern und Aekern, von dem mächtigen Strom wie von einem breiten Silberbande durchzogen, im Süden der in Nebel gehüllte, mächtige Bau des Straßburger Münsters und gen Westen die stattlichen Höhenzüge des Wasgenwaldes. Am lieblichsten aber war der Blick auf das anmuthige Dosthal mit den sanft ansteigenden, dunkel bewaldeten Höhen und dem mächtigen Rücken des Fremersberges.

Wochen waren so in's Land gezogen, und nichts hatte die graußigen Schrecken vermindert. Im Gegentheil waren immer furchtbarere Kunden nach dem alten Schloß gedrungen. Ganze Städte und Ortschaften waren ausgestorben, und schon waren sichere Anzeichen da, daß sich die Seuche mit Riesenschritten auch dem abgelegenen Aufenthalte der marktgräflichen Wittwe

nähere. Immer trauervoller wurden ihre Mienen, und oft ergriff sie ein Zustand fast vollständiger Verzweiflung.

Ein herrlicher Abend war hereingebrochen. Dunkelroth ging die Sonne hinter dem Wasgenwalde unter. Die Kinder ruhten, vom langen Spielen ermüdet, eng umschlungen zu den Füßen der Marktgräfin. Diese selbst lag auf ihren Knien, die Hände zum Himmel erhoben, im frommen Gebet: „Ach! Herr im Himmel, du Allbarmer, schau auf uns herab. Sieh' hier auf die unschuldigen Kinder und nimm sie in Deine gnädige Obhut. Wie eitel der Welt Freuden sind, das hast Du uns jetzt gezeigt durch die schweren Leiden, die mein armes Volk betroffen. Das wahre Glück wohnt nicht auf dieser Erde, nur bei Dir ist es zu finden, Allmächtiger, in Deinem ewigen Reich. Sieh, daß dies Glück meinen Kindern erhalten bleibe. Und wie Du in Deiner Barmherzigkeit einst Deinen einzigen, geliebten Sohn für die Welt aufgeopfert hast, so weihe ich Dir meine Lieblinge hier. Nimm sie gütig auf, und befreie mein armes, gequältes Volk von den Schrecken des Todes. In friedlichen Klostermauern will ich sie erziehen lassen, Dir zu Ehren und Preis, und ihr unschuldiges, junges Leben Deinem hehren Dienste weihen!“ Und wie sie betend zum Himmel schaut, da öffnet sich dieser, und die Gottesmutter selbst schwebt auf einer lichten Wolke zur Burg hernieder. Eine Krone zielt ihr Haupt, und aus ihren Augen spricht eine wunderfame Milde. Mit gütigem Blick nickt sie Ge-

währung zu und weist auf das Kloster Lichtenthal, dessen Mauern freundlich heraufschimmern, und darauf auf die heißen Quellen der Stadt. Demüthig und hochbeglückt neigt die fromme Wittwe ihr Haupt, und als sie es wieder erhebt, ist die himmlische Erscheinung verschwunden.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages ließ Katharina sämmtliche heißen Brunnen Baden-Badens öffnen, so daß sie bald wie ein qualmender Strom die Straße überslutheten.

Von Stund' an aber wich die Pest aus dem Lande, und bald erblühte ein neues Leben aus den verödeten Städten und Dörfern.

Ihrem Gelübde getreu, ließ die Markgräfin ihre Kinder in dem Kloster Lichtenthal erziehen und weihte sie dem Dienst des Allerhöchsten. Margaretha, die Tochter, wurde später die edle Abtissin von Lichtenthal; Friedrich, der Sohn, ward Bischof von Utrecht und erfüllte weithin die Lande mit dem Ruf seiner Weisheit und Frömmigkeit.





ALLERHEILIGEN.

15. Allerheiligen.

Tief im Gebirge, mitten im schönsten Theile des Schwarzwaldes liegt die alte Prämonstratenserabtei Allerheiligen, deren wohlerhaltene Ruinen alljährlich von Tausenden aufgesucht werden. Von zwei Seiten aus ist das liebliche Thal zu erreichen, von Achern auf weiterem Weg über Edelfrauengrab, und von Oppenau auf direktem Wege die breite, die Thalhöhe allmählich ansteigende Bergstraße hinauf an den Wasserfällen vorbei. Beide Wege bieten ungemein viel Abwechslung, und es ist schwer zu entscheiden, welchem der Vorzug zu geben ist. Sicher ist diese Gegend eine der anmuthigsten des ganzen Badener Landes.

Die Ruine selbst liegt mitten im engen Thal, das von dem Grindbach durchflossen wird. Die hohen Klostermauern stehen noch heute fest und unerschütterlich als stolze Zeugen vergangener Herrlichkeit, und die mächtigen Bogen und Säulengänge sprechen lebhaft von dem damaligen Zeitalter.

Unmittelbar an den Ruinen erhebt sich jetzt ein weitverzweigter, in einfachem, behaglichem Stil gehaltener Bau, der als Aufenthalt für Sommerfrischler dient und gute, freundliche Wirtschaftsräume enthält. Ringsum ist das Thal von dichtbewaldeten Höhen eingeschlossen, zu denen bequeme Spaziergänge hinaufführen. Besonders schön sind diese den Grindbach entlang, der seine klaren, frischen Gebirgswasser bald eng zwischen steilen Ufern hindurch, bald weitere Wasserbecken bildend in die Ebene hinabsendet. Am herrlichsten aber sind die Blicke von den nach Oppenau zu gelegenen höheren Aussichtspunkten, wie die Luisenhütte, der Teufelsstein, die Zigeunerhöhle, der Reiter-sprung, der Eckenfelsen und andere. Man steht in schwindelnder Höhe auf einem scharf in den Abgrund vorspringenden Felsen, zu dem man auf einem schmalen, sich dicht an der Schlucht entlang ziehenden Fußpfad gelangt ist, und schaut tief unter sich die großartig schönen Wasserfälle des Grindbachs, der über steile Felsen seine schäumenden Wasser tosend hinabstürzt. Und wie um das Wilde und Grause des Blickes in die Tiefe wieder zu mildern, leuchten vom andern Ufer her herrliche, saftig grüne Matten mit kleinen sauberen Hüttchen, mitten im dichtesten Walde gelegen, prächtige Weideplätze, auf denen buntfleckiges Vieh grasend sich umhertreibt, und von denen der Schall der Kuhglocken in harmonischem Klange leise herübertönt.

Nicht übel hatten sich die Mönche den Ort ausgesucht, wo sie ihre Heimathsstätte aufbauen wollten.

Bald war auch das Kloster allgemein bekannt und besonders wegen seiner Schule hochberühmt. Von allen Gegenden strömte hier die vornehme Jugend zusammen, um Erziehung und Unterricht durch die tüchtigen und gelehrten Mönche zu genießen.

Ginst war auch ein Jüngling von Straßburg, der Sohn eines reichen Rathsherrn, in dem Kloster eingetroffen. Mit Eifer gab er sich seinen Studien hin, vergaß dabei aber auch nicht sich in der herrlichen Natur zu ergehen und in seiner freien Zeit oft stundenlange Spaziergänge in der schönen Umgegend des Klosters zu machen. Ginst war er die Höhe hinangestiegen und erblickte nun tief unter sich die tosenden Gefälle des Grindbaches. Ein fröhliches Liedchen trällernd, stieg er die steile Höhe hinab, von Wurzel zu Wurzel springend, um sich die Pracht des Wasserfalles von unten her anzuschauen. Da schimmerte ihm ein helles Gewand durch die Zweige entgegen, und als er die Aeste auseinanderbog, da sah er auf einem Stein mitten im Wasser des Baches ein Mägdelein stehen, das einen winzig kleinen, entblößten Fuß muthwillig in die klare Fluth des Wasserleins vorstreckte, um ihn eiligst wieder in die Höhe zu ziehen und ihn dann, laut lachend ob ihrer Angst, wieder von Neuem in dem Strudel zu fühlen.

Als sie das Rascheln in den Zweigen am Ufer hörte, und gleich darauf das frische Gesicht des Klosterschülers durch das Gebüsch feck hindurchschauen sah, da wandte sie ihm in holdem Erschrecken voll ihr An-

gesicht zu, und eine tiefdunkle Blutwelle schoß ihr bis zur Stirn empor. Sie war von zierlichem Wuchs, und verriethen die leicht gebräunte Farbe ihres lieblichen Gesichts, ihr langes, rabenschwarzes Haar, sowie die großen, tiefdunklen Augen eine fremde Abkunft. Noch nie hatte Reinhard eine so liebliche Erscheinung gesehen, noch nie so herrliche Augensterne, nie so blickende Perlenzähne geschaut. Sich anmuthig verneigend, trat er näher und bat die noch immer regungslose Maid mit freundlichen Worten um Vergebung, daß er sie durch sein plötzliches Erscheinen so erschreckt habe. Jetzt erst schien Leben in ihre Gestalt zu kommen. Behend sprang sie vom Stein an das nahe Ufer und erwiderte nun ihrerseits freundlich den Gruß. Bald waren sie in ein trautes Gespräch vertieft und schritten in harmlosem Geplauder den engen Uferpfad entlang. Da ertönten ängstliche Rufe: „Elmy! Elmy! Wo bleibst Du nur, Kind!“ Schnell nahm die Gerufene herzlichen Abschied, nicht ohne das Versprechen zu geben, am nächsten Nachmittag zur selben Stunde wieder an dem Orte zu erscheinen. Schon nach wenigen Tagen hatte sich zwischen Beiden ein inniges Verhältniß entwickelt, und ihre jungen Herzen hatten sich gefunden. Als sie einst traulich umschlungen auf einer Mosbank am Ufer des Baches saßen, erzählte Reinhardt seine kurze Geschichte. Von liebevollen Eltern erzogen und unter günstigen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er eine fröhliche Kinderzeit verlebt und war, nun zum Jüngling herangereift, auf die Klosterschule gesandt worden,

um hier seine Studien zu vollenden und dereinst bei der Verwaltung seiner Vaterstadt eine einflußreiche Stellung einzunehmen. „Jetzt aber erzähle Du mir, mein Lieb, wie Deine Jugend gewesen. Erzähle mir von Deinen Eltern und Gespielinnen und von Deiner Heimath. Denn daß Du von fernher gekommen, das hast Du mir bereits verrathen.“ — Sinnend schaute sie in ihren Schooß und begann dann nach längerem Zögern: „Nicht so traut und glücklich sind mir die Kinderjahre dahingeschwunden wie Dir, Geliebter. Tief unten im Süden stand meine Wiege, auf einer grünen, meerumflossenen Insel, über der ewig blauer Himmel lacht, und an deren Gestade die Wogen des Mittelmeeres sich tosend brechen. Unweit der See stand unser Schloß, und die weißen Dünen waren der Ort meiner Jugendspiele. Ich war ein träumerisches Kind und lag oft dort im tiefen Sande, lauschte dem Branden der Wellen und schaute dem Flug der Wolken nach, die lustig über mir dahinzogen. Deshalb weile ich auch hier so gerne an dem rauschenden Gefälle und träume mich, Alles um mich her vergeßend, dann zurück in die glücklichen Tage meiner Kindheit. Ach! nur zu kurz waren sie mir bemessen, denn als ich eben das neunte Lebensjahr vollendete, starb mir plötzlich mein herziges Mütterchen an einem hitzigen Fieber. Lange wollten meine Thränen nicht versiegen, und auf meinen jugendlichen Frohsinn war der erste, rauhe Reif gefallen. Meinen Vater sah ich nur selten, da er als einer der ersten Würdenträger des Reiches die Ver-

waltung der Insel in Händen hatte und daher nur wenig den Seinen leben konnte. Ich war nach dem Tode der Mutter einer Verwandten zur Erziehung anvertraut worden, und lebte mit ihr einsam auf unserm Schlosse am Meer. Da kehrte einst mein Vater glückstrahlend von einer weiten Reise zurück und führte ein junges, schönes Weib auf unser Schloß, das er mich als meine Mutter lieben hieß. Und eine Mutter im herrlichsten Sinne des Wortes ist sie mir geworden, welche die Sagen von der bösen Stiefmutter glänzend Lügen straft. Der Vater blieb jetzt wieder auf lange Zeit bei uns, und so lebten wir im trauesten Verein, wenn nicht eine Sorge über unsern Häuptern geschwebt hätte. Meine Mutter war aus fernen Landen gekommen, dort hatte ein Mann, Elkazar mit Namen, den man für einen mächtigen Zauberer hielt, und von dem man behauptete, daß er unumschränkte Gewalt über die Thiere habe, um sie geworben. Voller Wuth hatte er meiner Mutter furchtbare Rache geschworen, als sie meinem Vater die Hand reichte. Und nun konnte sie die Angst und Sorge nie bannen, daß er dieses Vorhaben ausführen würde. Bald zeigte sich, wie begründet ihre Furcht gewesen, — denn als mein Vater einst im Walde jagte und müde zu kurzer Rast sich hingestreckt hatte, schlängelte eine giftige Natter sich an ihn heran und biß zischend den Schläfer in die Wange. Der giftige Biß wurde tödtlich, und nach wenigen Tagen schloß mein Vater seine Augen für immer. Die Schlange aber, die erlegt worden war, hatte grün schillernde

Zeichen auf ihrem Körper, und diese ergaben den Namen des Zauberers. Vor Schmerz halb wahn-
sinnig, verließ die Mutter mit mir die Insel und flüchtete
sich bis hierher in diese Einöde und hofft nun, hier
Friede vor ihrem Feinde zu haben. Seit fast zwei
Jahren leben wir hier, und hinter jenem Felsvorsprung
ist unser Häuschen.“ —

Da ergriff Reinhard ihre Hand und bat sie, ihn
doch zu ihrer Mutter zu führen. Hand in Hand gingen
sie nun zu dem Häuschen und fanden die Mutter
vor demselben sitzend. Als sie die Kommenden wahr-
nahm, trat sie ihnen entgegen: „Elmy! mein Liebling,
wen bringst du mir da?“ — Schnell trat Reinhard
vor: „Deinen Sohn, Mutter! O! laß es mich sein!
Ich kenne Euer trauriges Loos, Elmy hat es mir
erzählt. Laßt mich Euch helfen und Euch zu meinen
Eltern bringen. Dort werdet Ihr Beide Frieden und
Glück finden.“ Und er nahm aus der Tasche zwei
Ringe und gab sie der Mutter, die sie segnend Elmy
und Reinhard an den Finger steckte. Glückliche Pläne
wurden nun geschmiedet, und in frohem Schein erglänzte
ihnen die Zukunft.

Am nächsten Morgen saß Elmy am Grindbach
an derselben Stelle, wo sie Reinhard zuerst gesehen.
In seligem Glück betrachtete sie den goldenen Reif, zog
ihn vom Finger und küßte ihn. Darauf legte sie ihn
in ihren Schooß und ließ ihn im Scheine der Sonne
blinken. An diesem Reif hing ja jetzt Alles, Gegen-

wart und Zukunft und ihr ganzes Lebensglück. Da vernahm sie plötzlich ein Rauschen in der Luft, und ein großer schwarzer Vogel flog kreisend um ihr Haupt. Erschreckt blickte sie empor, da stieß der Vogel mit lautem Getreisch auf ihren Schooß nieder und schwang sich im nächsten Moment in die Lüfte, im Schnabel den Ring mit sich fortführend. Laut auf schrie Elmy und schaute halb verzweifelt dem Räuber nach, der sich hoch oben auf den Gipfel einer Tanne schwang und dort den Raub barg. Weinend ging sie zu ihrer Mutter und klagte ihr Leid. Als am Nachmittag Reinhard kam und sein Mädchen in Thränen fand, da tröstete er sie, als er die Ursache erfahren. Schon oft war er in Felsenester gestiegen, um junge Nare herabzuholen, und so konnte es ihm auch hier nicht schwer werden, seiner Elmy den Reif wieder zu verschaffen. Wohl suchte ihn die Besorgte zurück zu halten, und auch die Mutter konnte eine bange Ahnung nicht unterdrücken, aber muthig ging Reinhard ans Werk und stieg gewandt die Tanne empor. Schon war er auf dem Gipfel angelangt, ein kurzer Kampf, und er hielt jubelnd den wieder eroberten Reif hoch in die Luft. Da knackte es in den Aesten; vergebens suchte er sich am Stamme festzuhalten. Ein schwerer Flügelschlag des Vogels traf sein Auge und ließ ihn nichts mehr erkennen; und mit furchtbarem Schrei stürzte er in die Tiefe. Vor den Füßen der ohnmächtigen Elmy lag der Körper des Geliebten; eine schwarze Feder aber

flog ihm langsam nach, und auf dieser stand mit weißen Punkten der Name „Elkazar.“ —

Da erschütterte ein heftiger Stoß den Boden, die Erde fing an zu schwanken; dann öffnete sie sich plötzlich dort, wo die Unglücklichen waren und nahm alle drei in sich auf. Und als sie erwachten, befanden sie sich einem freundlichen Greise mit silberweißem Haar und wallendem Bart gegenüber, der sie freundlich begrüßte. Er habe den Frevel mit angesehen, der in seinen Bergen vor sich gehe, aber er werde ihnen beistehen und sie vor dem feindlichen Zauberer schützen. Der Berggeist war es in eigener Person, der sie in seinen unterirdischen Palast aufgenommen. Er legte kühlenden Balsam auf Reinhard's Wunden, und nach wenigen Tagen war dieser geheilt. Dann führte er die Mutter, Elmy und Reinhard durch einen engen, düsteren Gang allmählich hinauf und schlug dreimal mit seinem Stabe an den Felsen. Eine kleine Pforte that sich auf und schloß sich sofort wieder, nachdem die drei hindurchgeschlüpft waren. Freudigen, dankerfüllten Herzens begrüßten sie das freundliche Tageslicht und bemerkten, als sie sich verwundert umschauten, daß sie am Birkenköpfe unterhalb des Edelfrauengraves den Bergen entstiegen waren. Nun war des freudigen Umarmens fast kein Ende, und fröhlichen Muths zogen sie direkt gen Straßburg, wo sie von den Eltern Reinhard's, welche das plötzliche Verschwinden ihres Sohnes mit banger Sorge erfüllt hatte, mit offenen Armen

aufgenommen wurden. Bis in ihr hohes Alter erfreuten sie sich eines ungetrübten Glückes. Der Zauberer aber hatte gesehen, wie die Erde sich öffnete und die drei verschlang, und war, einen mächtigeren Zauberer vermuthend, als er selbst es war, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. .





LICHTENTHAL.

14. Kloster Lichtenthal.

Ein Denkmal aus alten Zeiten, das seine erhabene Schönheit fast noch ganz unverfehrt in dieses moderne Zeitalter herübergerettet hat, steht das Kloster Lichtenthal. Auch der hehre Kultus, der seit Jahrhunderten dort gepflegt wurde, ist im Allgemeinen derselbe geblieben; fromme Nonnen wirken auch heute noch segensreich in diesen Räumen, und die Klosterschule hat ihren früheren, guten Ruf bewahrt. Wer auch immer von den zahlreichen Besuchern das Kloster betritt, der wird gewiß nicht verfehlen, die alte Klosterkirche besonders in Augenschein zu nehmen. Der Gottesmutter ist sie geweiht und hat als besonderen Schmuck, ein uraltes Marienbild, das die frommen Schwestern auch heute noch mit Stolz zeigen, als das glorreichste Erinnerungszeichen aus längst vergangenen Tagen. Es ist aus Holz geschnitzt und von einem Meister der byzantinischen Schule gefertigt. Seine Geschichte ist folgende:

Eine traurige Zeit war über das Badener Land hereingebrochen. Wilde Horden waren in das friedliche

Ländchen eingefallen, und zogen sengend und brennend das Rheinthal herauf. Schon befand sich das Land oberhalb der Murg im feindlichen Besitz, und soeben war die Nachricht eingetroffen, daß Ruppenheim vom Feinde genommen sei, und daß seine Schaaren sich getheilt hätten. Der eine Theil sei das Murgthal hinauf gezogen, der andere hätte sich dem Ostthale zugewandt. Vollständig widerstandslos stand das Kloster da, und es war wohl anzunehmen, daß die rauhen Völker dasselbe plündern und seine reichen Schätze als willkommene Beute mit sich fortschleppen würden. Furchtbare Greuelthaten berichtete man von den Feinden und deren Sittenlosigkeit und Grausamkeit, und die armen Nonnen lagen schutz- und hilflos in der Kirche auf den Knien und baten Gott um Beistand in ihrer höchsten Noth. Voran die Aebtissin, die, vor dem Hochaltar kniend, ohne Unterlaß die glorreiche Gottesmutter um Fürsprache bei dem Höchsten und um Erlösung aus ihrer Noth ansuchte und den frommen Schwestern ein erhabenes Beispiel von hohem Gottvertrauen gab. Und in der Nacht, als nur die ewige Lampe das Kirchlein matt erleuchtete, da erschien ihr plötzlich die heilige Jungfrau, den Jesusknaben auf dem Arm. Freundlich kam sie von dem Sockel des Bildes hernieder geschwebt, segnete gütigen Blickes die fromme Schaar und wies mit der Hand auf ihren Gürtel, an dem die großen Schlüssel des Klosters hingen. Darauf schwebte sie zum Bilde wieder zurück. Und dem göttlichen Wunsche gehorsam, hing die Aebtissin, von heiligem Schauer

erfüllt, die Schlüssel an das Marienbild. Der Morgen brach an und fand die Nonnen noch beim Gebet. Da stürzte einer der Bewohner des Thales mit blutigen und zerrissenen Kleidern in die Kirche und berichtete athemlos, daß die Feinde schon bis Bichtenthal vorgeedrungen seien und ihm auf dem Fuße folgten. Das ganze Thal sei verwüstet, die Ortschaften und Gehöfte ausgeplündert und verbrannt. Kaum hatte der Bote ausgesprochen, so hörte man auch schon Waffengerassel und tobendes Schreien vor dem Kloster. Gleichzeitig wurde laut an die Pforte geschlagen, und unter Verwünschungen und Flüchen Einlaß verlangt.

Zitternd vor Angst und Furcht drängten sich die Jungfrauen zusammen und flehten laut zur Gottesmutter, sie möge ihr unentweihetes Heiligthum, den langjährigen Zufluchtsort ihrer gottgeweihten Dienerinnen, in dieser Stunde des Schreckens behüten und beschützen. Und siehe, da erhält das geschnitzte Bild wieder Leben und Farbe, und die heilige Jungfrau schwebt, von strahlender Glorie umflossen, von dem Bild des Seitenaltars herab, die Schlüssel in der erhobenen Rechten. Leise schreitet sie über den weiten Klosterhof. Die hohen Pforten springen auf, durch unsichtbare Hand bewegt, und vor der blut- und beute gierigen Schaar steht die Heilige und hält ihnen zürnend die großen Schlüssel entgegen. Scheu weichen die Vordersten zurück, andächtig fallen die rauhen Männer auf die Knie, und die Waffen entfallen ihren Händen. Die Brust fromm bekreuzigend, weichen sie langsam

zurück, und lautlos verläßt die wilde Schaar das Kloster und das friedliche Thal.

Und die Gottesmutter steht unbeweglich, bis auch der letzte Mann abgezogen. Dann schwebt sie geräuschlos den Weg zurück, den sie gekommen. Und als die frommen Schwestern die Blicke wieder zu erheben wagen, da steht das Marienbild wie zuvor auf dem Altar, das Kloster aber ist befreit von den drohenden Schaaren und die Feinde haben auf Nimmerwiedersehen Kloster und Thal verlassen. Das rettende Muttergottesbild aber steht heute noch auf dem Chore der alten Klosterkirche.



